This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIV
LIBRARIES

146

Ein Fasching in Wien.

Ungern-Sternberg, A.

Ein

Faſching in Wien

Von

A. von Sternberg.

Wien, 1851.
Jasper, Hügel & Manz.

LG

DB 851
U5

Inhalt.

Seite

Breslau. Die Reiterstatue Friedrich des Großen von Kiß. — Der Blücher Rauch's. — Ein Buchhändler und eine Schriftstellerin 1

Wien. Die Stadt. — Die Vorstädte — Erste Eindrücke. — Die Bevölkerung — Die Gasthäuser 22

Die Kaffeehäuser. — Die Zeitungen. — Politik. — Preußen. — Oestreich. — Rußland 39

Die Theater. — Die Literatur 59

Der Hof und die Gesellschaft 103

Noch etwas über's Theater. — Gemäldesammlungen 163

Schluß 188

Breslau.

Die Reiterstatue Friedrich des Großen von Kiß. — Der Blücher Rauch's. — Ein Buchhändler und eine Schriftstellerin.

„Ein Augenblick Ruhe! Eile sie zu genießen!“ ruft der Engel dem auf der Flucht begriffenen Mohamet zu. „Ein Augenblick Ruhe; eile sie zu genießen!“ ruft sich jetzt Jeder zu, den es gelüstet den heimathlichen Herd auf einige Zeit zu verlassen um die Fremde aufzusuchen. Wer sagt uns wie bald schon wieder die Dämonen von ihren Ketten sich losreißen und wieder eilen die Welt in Brand zu stecken! Vollkommene Ruhe, jene elegische Ruhe, wie sie mit Yorick in den Reisewagen stieg, jene Patriarchen-Welt voll Sicherheit und festlicher Stille wie sie der wandernde

Goethe ſchildert, iſt für unſer Geſchlecht nun und nimmer zu erwarten; alſo es bleibt bei dem „Augenblick Ruhe! — Eile ſie zu genießen.“

Man hat ſo viel über die proſaiſche Beförderungsart der Eiſenbahnen geſprochen; es iſt wahr, der Reiſende wird einballirt, mit einer Nummer verſehen, und am Ort ſeiner Beſtimmung wird er ausgepackt, die Nummer wird ihm wieder abgeriſſen, und er hört auf Waarenballen zu ſein, und wird wieder Menſch; aber man hat nicht bedacht, daß dieſer Waarenballen mit dem Aeußerſten an Schnelligkeit weiter gelangt, und daß der Reiſende an Zeit gewinnt, was er an Poeſie und Reiſeabenteuer verliert; daß er in wenig Tagen ein halbes Dutzend großer Städte und mit ihnen die Märkte der eben in Geltung getretenen Zeitideen und Zeitſchöpfungen zu ſehen bekommt, daß, wenn er den letzten Tag ſeiner Reiſewoche beſchließt, er im Stande iſt, eine prächtige Karte vor ſich auszubreiten, auf welcher faſt alle Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Verkehrs des alten Europa verzeichnet ſtehen. Was hätten unſre Vorfahren für eine ſolche Reiſewoche

gegeben, deren Resultate sie auf dem mühseligsten Wege oft nicht einmal im Laufe eines ganzen Menschenlebens erzielten. Die Poesie dabei ist zum Glück eine Gottheit, die nie Bankerut macht; was ihr auf der einen Weise entzogen wird, bringt sie auf andrer wieder ein. Diese Gedanken trösteten mich, als ich im Coupé eingesperrt, durch die hellen Spiegelscheiben meines ambulanten Kabinetchens nichts weiter von der Welt erblickte, als die in Pelzstiefel gehüllten Beine eines der Conduktöre, der oben auf der Warte des nächst angrenzenden Waggons seinen angewiesenen Platz hatte. Mit großer Regelmäßigkeit, wann die Glocke der Station ertönte, wickelten sich diese Beine von ihrer Umhüllung los und kletterten die ängstlich steilen Tritte hinab wenn der Pfiff der Weiterfahrt sich gellend hören ließ, waren auch gewiß die Beine da, die in die verlassenen Pelzstiefel wieder hineinfuhren Ich habe den Mann nicht gesehen, allein unbedingt würde ich ihm das Zeugniß ausgestellt haben, daß er ein pflichtgetreuer Beamter sei dies hatte ich ihm an den Beinen abgesehen.

Breslau ist eine alte Stadt, allein sie ist keine interessante alte Stadt, wie zum Beispiel Nürnberg oder Prag. Das bloße Altsein gibt bekanntlich weder bei Menschen noch bei Städten die Berechtigung, daß man sich mit ihnen beschäftige; und dann ist Breslau eine saloppe Stadt; sie befindet sich in dem Zustande ewiger Unreinlichkeit. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert, die Häuser dunkel und schmutzig und durch diese engen Räume bewegt sich eine Bevölkerung, die wo möglich noch dunkler und schmutziger ist. Es ist ein unerfreulicher, peinvoller Anblick. Ist's nun die Armuth, oder ist's das sich Gehenlassen einer verwilderten Bevölkerung, das die Population Breslau's so unerfreulich erscheinen läßt? Ich glaube Beides zusammen. Die Bevölkerung einer Stadt kann sich nach und nach gewöhnen, ewig im Schlafrock und Pantoffeln herum zu laufen, nie eine anständige Kleidung anzulegen; so erscheint mir auch Breslau; nur daß zum Schlafrock noch zerrissene niederhängende Strümpfe, ein schmutziges Hemde, und durchlöcherte Pantoffeln kommen. Die Ta-

vernen und Bierſchenken ſind von früher Abend
ſtunde bis zum Morgen immer gefüllt, und nir
gends hab' ich ſo viele Betrunkene geſehen, al
in den Straßen Breslau's. Selbſt das ſonſt ſ
elegante preußiſche Militär verliert hier in Etwa
ſein Lüſtre. Keine ſchöne Equipage gibt Zeug
niß, daß der reiche ſchleſiſche Adel hier in de
Nähe iſt, wenn er ſich auch nicht in der Stad
ſelbſt aufhält, was ihm nicht zu verdenken iſt
Den Fürſtbiſchof ſuchte ich vergeblich anſichtig zu
werden; er hatte gerade eine kleine Amtsreiſe an
getreten. Man ſagte mir, daß er in ſehr trium
phirender Laune ſei, weil es ihm, wie bekanntlich
gelungen, es durchzuſetzen, Feldaltäre für die ka
tholiſchen Soldaten errichten zu laſſen. Man muß
es der alleinſeligmachenden Kirche laſſen, daß ſie
keinen Augenblick die Hände müßig in den Schooß
legt, ſondern unabläſſig thätig iſt, für die Ihri
gen zu ſorgen.

Auf dem Markte ſteht die Reiterſtatue des
großen Friedrich, ein Werk des Berliner Bild
hauers Kiß. Friedrich iſt mit dem Purpur
mantel bekleidet, und ſtreckt die Rechte befehlend

aus. Das Pferd ist in ruhiger Stellung. Das Ganze ist etwas frostig. Wenn Kiß bei seiner „Amazone“ zu viel modern-französische Lebendigkeit verschwendet hat, so daß es fast Grimmaçe geworden, so hat hier eine unkünstlerische Starrheit Platz gegriffen, die vielleicht imposante Einfachheit vorstellen soll. Es fehlt alle Begeisterung des Künstlers für seinen Gegenstand; so ist Friedrich gewiß nicht siegend in die Hauptstadt eines Landes eingezogen, das seinem Heere Ströme Bluts gekostet, auf das der siegende preußische Adler mit ermüdeten, fast geknickten Fittichen sich niedersenkte. Es müßte beim König etwas von allem Diesem zu finden sein; wie viel nun gerade, das ist dem feintastenden Sinne des wahren Künstlers überlassen. Ein König in Erz kann schon ungestraft Hohn und Siegerfreude ausdrücken, der lebende muß rasch zu Milde und Huld übergehen. Wozu setzt man Denkmale, wenn sie nichts sagen? höchstens in der Bilderfiebel der Weltgeschichte bedeutungslose Illustrationen sind. Man sehe wie Falkonet's Peter der Große — ein Werk, als Kunstgestaltung vielleicht manchem

Tadel unterworfen — mit göttlicher Siegesfreud
auf ſeine Schöpfung, auf dieſe, dem Nebel, den
Sumpf und der Oede entſteigende Rieſenſtad
hinblickt! Man ſehe die prächtige Geſtalt de
großen Kurfürſten auf der Berliner Brücke, vol
prägnanten Herrſcherbewußtſeins in Miene un
Stellung. Dergleichen Standbilder verdienen ih
unverwüſtliches Material, während wenn eine klein
magre Idee von Erz oder Marmor umpanzer
wird, das Standbild zu ſeinem eignen Leichen
ſteine wird. Dann gibts heutzutage auch ein
Statuenmacherei, wie es eine Büchermacherei gib
Wie Vielſchreiber in der literariſchen Produktio
beſtehen, ſo haben wir ebenſo eine abgenützt
oder abnutzende Vielſchöpfung von Bildwerker
Man ſehe nur, was aus den Werkſtätten vo
München für ein ſteinerner Pöbel alljährlich he
vorgeht! Dieſe geharniſchten Ritter und Königs
bilder, dieſe Dichter und Philoſophen, die Rolle
Papier tragen, oder mit Lyra und Blumenkran
ihr Weſen treiben, die dutzendweis auf Beſte
lung bald hier, bald dort auf den Marktpl
tzen der Städte hervortauchen. Man hört nich

daß sie irgendwie nachhaltige Wirkung äußern. Sie sind weder schön noch häßlich, sie sind weder todt noch lebendig, sie erfreuen Niemand, aber sie beleidigen auch Niemand, mit einem Worte: sie sind nicht nothwendig; sie sind einmal da, man läßt sie stehen; aber wenn sie nicht da wären, Niemand würde sie vermissen. Das ist der Fluch jeder modischen eitlen Produktion, die keine Mission hat. Wer spricht noch von der Walhalla? Und mit welchen Posaunenstößen trat sie in's Leben. Es war eben auch nur eine Statuenmacherei. —

Das zweite Bildwerk, das Breslau's Mauern einschließen, ist die Blücherstatue von Rauch. In Berlin hat derselbe Künstler denselben Gegenstand aufgestellt, doch möchte ich der Breslauer Statue den Vorzug geben; obgleich der Körper hier eine ängstliche Länge hat, wahrscheinlich um das Vorschreiten und den Gestus des begeisterten sich Erhebens anschaulicher zu machen. Die Gestalt ist nun auch allerdings voll Leben, und der vorgestreckte Arm ist voll Wirkung. Die vortheilhafteste Ansicht gewinnt man unstreitig, wenn

man sich an die Seite des Sockels stellt, auf welchem die Jahreszahl befindlich. Am übelsten nimmt sich die Figur von der Rückseite aus, da häuft sich der Faltenwulst des Mantels auf eine widrige Weise zusammen, und gibt der Gestalt ein unförmliches Ansehn. Derselbe Uebelstand ist fast bei allen Rauch'schen Kriegerstandbildern zu tadeln. Die Gestalten Scharnhorst's u. Gneisenau's an der Hauptwache zu Berlin zeigen vom Rücken aus gesehen dieselbe Unform; der Berliner Blücher nicht minder. Man begreift, daß die moderne Bekleidung den Mantel sehr wünschenswerth für den plastischen Künstler erscheinen läßt, allein Rauch macht einen zu opulenten Gebrauch von ihm; er drückt damit seine Figuren nieder. Schadow's Statue Ziethen's auf dem Wilhelmsplatz hat keinen Mantel, nur das übergeworfene Husarenjäckchen, und wie vollendet, wie lebendig, wie künstlerisch schön und charakteristisch durchdacht steht sie da. Rauch ist übrigens noch anderswo mit seinem Mantel, den er nun einmal nie ablegt, aufgetreten, nämlich bei dem liegenden Marmorbild des verstorbenen Königs Friedrich

Wilhelm III. in der Grabkapelle zu Charlottenburg. Dieſe mit dem Militärmantel völlig überdeckte, ganz moderne Geſtalt, paßt wenig zu der mit der möglichſt geringen Draperie, in griechiſchem Style bekleideten Königin dicht daneben. Allein man geſteht dem großen Künſtler gern zu, daß hier faſt unüberwindliche Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Der Geſchmack in allen Künſten, vorzüglich in der Skulptur, hatte in dem Zeitraum, der zwiſchen dem Tode der Königin bis auf den des Königs lag, einen ſolchen Umſchwung genommen, oder hatte eine ſolche Wandlung erlebt, daß kaum eine Vermittelung möglich war. Die Canova'ſche Schule war zu Grabe getragen worden, und das im Charakteriſtiſchen bis zum Bizarren und geradezu Unſchönen ſich gefallende moderne Prinzip hatte ſich Geltung verſchafft. Um keinen Preis der Welt hätten die Berliner ihren König in Gaçe oder Schleier gehüllt, mit dem Diadem des Seſoſtris, oder mit dem antiken Stirnband des Agamemnon geziert daliegen ſehen wollen, und ſo hätte er doch bekleidet ſein müſſen, wenn er mit dem Bilde der Königin hätte übereinſtimmen ſollen.

Von den Steinbildern will ich zu den lebe
den Menſchen Breslau's übergehen. Ich ſuch
den Buchhändler Joſeph Max auf, er war me
rere Jahre hindurch ein treuer, bewährter Freu
Henriette Paalzow's, und wie er mir jetzt mi
theilte, beabſichtigt er auch den reichhaltigen Brie
nachlaß der Verſtorbenen herauszugeben. Es w
mir wohlthuend, von der würdigen Frau würd
ſprechen zu hören. Herr Max gehört zu d
Buchhändlern, die nicht bloß ihre Druckereien
Bewegung ſetzen, um ſo und ſoviel Bücher
die Welt zu fördern, ſondern die ſich bemühe
geiſtig Theil zu nehmen an dem Wirken u
Schaffen der Autoren, die ſich ihm anvertraue
Er geht mit ihnen gleichſam einen Weg; d
Ehre, die den Autoren zu Theil wird, iſt auch d
ſeinige, der Ruhm, den ſie erndten, macht i
ſtolz, die Mißkennung, die ein tüchtiges Tale
erfahren muß, betrübt ihn. Auf dieſe Weiſe h
er ſich auch der Frau, die ich eben genannt, a
ihrem literariſchen Wege eng angeſchloſſen, u
mit ihr über die Perſönlichkeiten, über die Vo
fälle und Ereigniſſe des Tages correſpondi

Henriette Paalzow war eine durchweg edle Natur; sie ist, was Wenige wissen, die jetzt schonungslos über ihre Schriften absprechen, nachdem sie sie wenige Jahre vorher fast abgöttisch verehrt haben — durch eine so harte Schule des Leidens gegangen, daß unser inniges Mitleid und unsere Bewunderung gleichmäßig ihr als Zoll der Erinnerung gebühren. Ein nicht endendes körperliches Leiden gönnte ihr keinen schmerzlosen Tag; dennoch war sie die Geduld und Ergebung selbst, und hatte für ihre Freunde immer Trost und Zusprache in Bereitschaft. Aus Ueberzeugung religiös, hatte sie nichts von dem Wesen einer Frömmlerin an sich; man fühlte, daß sie im Besitze eines himmlischen Balsam's war, der jede, noch so brennende Wunde zu kühlen vermag, aber sie sprach nie prahlend von diesem Balsam, sie pries ihn nie mit gottseliger Marktschreierkunst der Welt an. Man konnte wohl von ihr gehen, unberührt vom Sprühregen des Geistes; denn was die Menge eine „geistreiche Frau" nennt, war sie nicht; aber man ging nie von ihr, ohne sich durchwärmt zu fühlen vom „Seelensonnenscheine." Was ihre

Schriften betrifft, so hat man ihren Werth a
fangs überschätzt, später wieder über Gebühr h
abgesetzt. Sie war eine feine, bildende Nat
die die poetische Schönheit vorzüglich in der Or
nung und in der Eleganz suchte. Sie faßte ein
Plan und baute ihn bis in die kleinsten The
hin symmetrisch aus, dann ging sie mit Behagli
keit daran, das Gebäude hinzustellen. Ohne B
geisterung, aber auch ohne Erschöpfung, konnte
Wochen, Monate lang fort arbeiten. Die Vo
fälle des Tages, die Besuche störten sie nic
Nie gab es Sprünge — aber auch nie Lücken
ihrer Arbeit; bis auf das letzte Wort der letzt
Zeile nahm alles seinen wohl ausgesonnene
gleichmäßigen Gang. So erscheinen diese R
mane, glücklich in der Erfindung, fein in d
Malerei, vorwurfsfrei, was die Forderung d
conventionellen Moral und der herrschenden I
stitutionen der Gesellschaft betrifft, als werthvol
Kunstschöpfungen und werden immer einen ehre
vollen Rang in der Literatur behaupten.

Eine buchhändlerische Bemerkung des Her
Max zeigte mir übrigens wie wenig oft t

Journalanpreiſung und das reichlichſt geſpendete öffentliche Lob eines Autors mit den geheimen Regiſtern der santa Casa des Buchhändler-Comtoirs übereinſtimmt. So hätte man glauben ſollen von dem Romane Fanny Lewald's „Prinz Louis Ferdinand" der ſo beredt die Grundſätze und das Syſtem der „Männer der Bewegung" zu verbreiten ſucht, nicht allein die zweite, ſondern baldigſt auch die dritte und vierte Auflage erſcheinen zu ſehen; ſtatt deſſen weiſen die unerbittlichen Regiſter von dem Tauſend der Auflage noch ein paar Hundert Zurückgebliebene nach. Hoffentlich wird Fräulein Lewald dies für keinen Beweis des geringer anzuſchlagenden Werths ihrer Schriften halten, wie es denn auch wirklich kein Beweis iſt. Die Schriftſteller wiſſen ſich in ſolchen Fällen immer zu tröſten.

Zu den vormärzlichen Talenten, die über den ſchlimmen März ſo gut es geht hinwegzukommen ſuchen, gehört auch Ida Düringsfeld. Früher rangirte ſie vollſtändig zur Salon's-Literatur, und ihre Produktionen näherten ſich denen der Gräfin Hahn-Hahn. Es galt nun beim eiligen Hinüber-

schlüpfen über die enge schmale Brücke des März das Schmuckkästchen der Poesie so zu retten, daß man allenfalls die unmodisch gewordenen Diamanden jenseits in eine neue Fassung bringen konnte. Wenn nur überhaupt Diamanten da waren. Ida Düringsfeld hat sich ganz gut geflüchtet; ihre neuesten Gebilde haben den Salon verlassen, und geben frei aufgenommen Zustände und Menschen, wie sie sie gerade gefunden. So mit ist ihr eine Zukunft gesichert. Die Gräfin Hahn hat bekanntlich die Brücke nicht so gefahrlos überschritten, sie ist stecken geblieben, und winkt und ruft um Hülfe, und vom Ufer aus streckt sich ihr ein Arm in eine Kutte gehüllt entgegen. —

Die Poeten des Salons, oder die aristokratische Literatur, wie man sie genannt hat, müssen jetzt den Muth beweisen, ihre Fahne zu behaupten, sie müssen unter allen Umständen sich nicht imponiren und wegweisen lassen. Der zeitweilige Uebermuth der Sieger ist groß, und gesiegt hat und mit Recht die große freie Idee der Völker oder Welt-Literatur. Die Poeten des Salons

müſſen zeigen, daß ſie wohl den Salon, aber nicht die Poeſie verlaſſen können. Mit allen Kräften müſſen ſie ſich an die Fahne klammern, müſſen ſie nur ſterbend hingeben. Sie müſſen ihren Widerſachern beharrlich entgegenrufen: Ihr nehmt uns den Salon — gut, wir gehen nicht in die Bauernhütte, denn dort verſtehen wir nicht zu leben, aber wir gehen unterdeſſen in freier Luft ſpazieren, bis ihr ſelbſt wieder einen Salon baut, denn wie wollt ihr leben ohne elegante Formen, ohne Schönheit, ohne Kerzen, ohne Harmonie, ohne Anmuth? — und das alles bildet zuſammen den Salon. Ihr wollt nichts von Ariſtokratie wiſſen — gut, wir ſchweigen ſtill, wir gehen nicht zu den Demokraten über, denn dieſe behagen uns nun einmal nicht, aber wir warten, bis ihr euch ſelbſt zu Ariſtokraten macht, nämlich zu Bevorzugten, die um ſich die Künſte und die Talente verſammeln. Das kann nicht fehlen, und dann iſt die ariſtokratiſche Literatur wieder da. Ihr ſeht, ihr könnt demnach, wie ihr euch auch anſtellt, den Salon und die ariſtokratiſche Literatur nicht los werden, alſo ſchließt bei

Zeiten Frieden mit ihr. Sie ist nicht so bös, wie ihr glaubt. Sie schmeichelt ein wenig, sie lügt ein wenig, sie prunkt und ziert sich ein wenig, das ist wahr! aber thut das eure Dorf-Literatur nicht auch, die ihr in Mode gebracht? Jedes exclusive Genre bekommt die Unarten eines Schooßhündchens, es stinkt, und beißt seinen eignen Herrn. Nur die große Welt- und Völker-Literatur — als mächtiges Panorama der Natur selbst, hat die Eigenschaft ewig frisch zu sein; aus diesem Born der Poesie schöpft jede einzelne Gattung ihr erneuertes Leben. So wird denn auch die so sehr geschmähte Salon-Poesie in erneuerten Formen — zu eurer Verwunderung — bald wieder mitten unter euch stehn.

Das eigentlich Verwerfliche in der Salons-Poesie hat wohl Niemand mehr gezeigt, als die Gräfin Hahn; in ihren Schriften ist unaufhörlich jene geckenhafte Ueberhebung der eitlen Bevorzugten geschildert, jene fast wahnsinnige Eitelkeit der Weiber; der Salons-Jargon, der in einem Gemisch von Prüderie und Frechheit besteht, und vor allem die Vergötterung alles dessen, was

zur „Kaste“ gehört, werden nirgends weitläufiger ausgesponnen und rücksichtsloser gegen die übrige Welt, die nicht zum Salon gehört, aufgestellt. Hier zeigte sich die Bornirtheit empörend. Der Schooßhund stank und biß so arg, daß man ihn endlich vom Schooße wegschleudern mußte.

Das erste Werk, womit sich Ida Düringsfeld von der bornirten Salon-Literatur der Gräfin Hahn lossagte, war ein historischer Roman: Margaretha von Valois. Dort sind mit kecker Pinselführung und brennenden Farben drastische Situationen gemalt, und namentlich ist eine frische dreiste Sinnlichkeit entfaltet, die gegen eine prüde und scheinheilige Auffassung solcher Gegenstände kühn Opposition macht. Denn nicht das, was man conventionell sittlich nennt, sondern das, was ewig sittlich bleibt, gibt den Maßstab für eine Kunstschöpfung. Dieser „Margaretha“, die wenig bekannt geworden, folgten „Skizzen“, auf Reisen gesammelt, die mit einer großen innigen Liebe für Natur und Wahrheit, zugleich den anmuthigsten Zauber der Darstellung verbinden. Ganz in neuester Zeit ist ein Roman in vier

Bänden von ihr erschienen, der sich zu seinem Schauplatz das mittelalterliche Italien wählt, und in noch bedeutenderem Grade das Talent unserer Dichterin für die höhern Aufgaben der Darstellung bekundet, als es die Margaretha gethan. Uebrigens weiß Frau von Rheinsberg, dies ist ihr jetziger Name, eine liebenswürdige Wirthin in ihrem Hause zu machen, und die Heiterkeit ihres Geistes im Gespräch kommt der Anmuth und Lebendigkeit ihrer Darstellungsgabe in ihren Schriften gleich. Es wäre zu wünschen, sie wählte sich Berlin oder eine andere große Stadt zu ihrem Aufenthalte, denn das Talent, es stelle sich wie es wolle, kann bei unserer jetzigen socialen Entwicklung die Marktplätze der großen Städte nicht entbehren. —

Die Eisenbahnstrecke bis nach Wien ist mit Hindernissen gleichsam überstreut. Bis zur Grenze sind die Waggons gut, die österreichischen sind geradezu schlecht. Man sitzt in einem Waggon erster Klasse in enge harte Lehnstühle eingepreßt, die noch dazu, als sollten sie mit Absicht zu Marterbänken gestempelt werden, hohe, hartge-

polsterte Seitenwände haben. Dabei gibts alle Augenblick Aufenthalt. In Oderberg werden alle Reisenden durcheinander in eine räucherige Kammer eingesperrt, der man den hochtrabenden Namen einer Passagierstube beigelegt, wo sich jedmögliches Gesindel unter Lärm und Zetergeschrei umtreibt. Kein angenehmer Eintritt in den Kaiserstaat. Dazu wird der Reisende zum erstenmal mit jener Flut kleiner, schmutziger Papierschnitzel überschüttet, die ihn von nun an nicht mehr verlassen und seine Brieftasche füllen, aus der, je länger er in Oesterreich verweilt, jedes Metallgeld spurlos verschwindet. Ich bewahre ein Banknoten-Fragment als Seltenheit, das den sechsten Theil eines zerrissenen Guldens darstellt, dem zwei andere ebenfalls getheilte Noten angeklebt sind. Ein solche Harlekinsnote erlebt aber nun weiter keine neue Metamorphose, sondern beschließt ihre wechselvollen Schicksale gewöhnlich in der Tasche eines armen Fremden, der sie genommen hat, ohne zu wissen was er nahm, und der sie nun nicht wieder los wird. In den Theatern, in den Kaffeehäusern, auf der Post

— nirgends bekommt man Metall zu Geſicht. Es erfordert demnach eine gänzlich veränderte Art der Aufbewahrung, ein gewöhnlicher Geldbeutel iſt ganz nutzlos, man muß ſich eine Art kleiner Albums anlegen, zwiſchen deren Blätter man die morſchen, oft ſchon zerfallenden Noten vorſichtig einlegt, etwa wie getrocknete Blumen in ein Herbarium. An Plätzen, wo ein ſtarkes Gedränge herrſcht und eilig bezahlt und gewechſelt werden ſoll, mag man ſich nur hüten, daß Einem nicht ein paar der ſchmutzigen Blättchen an den Fingern haften bleiben und entſchlüpfen. Dennoch geht der Verkehr anſcheinend ungeſtört ſeinen Weg, und alle Welt gibt ſich zufrieden, ausgenommen der Fremde, der ſein erfolgloſes Murren noch eine Weile fortſetzt.

Wien.

Die Stadt. — Die Vorstädte. — Erste Eindrücke. — Die Bevölkerung. — Die Gasthäuser.

Wer mit der Eisenbahn und namentlich von Breslau her kommt, schlürft die Stadt gleichsam tropfenweise ein, nähmlich es kommen eine Menge unansehnlicher Häuser, dann unbedeutende Straßen, dann endlich die Vorstadt mit ihren ansehnlichen breiten Plätzen und schöngebauten Häusern, immer aber glaubt er noch nicht in dem uralten Wien zu sein, bis dann der Wagen durch das enge Thor rollt und nun geschichtlicher Boden unter uns sich findet. Erst fallen sogleich die Palläste in die Augen, die an ihrer Stirn die Furchen der Jahrhunderte tragen, die Wappenschilde und Embleme all der fürstlichen und

gräflichen Geschlechter, die hier den Thron der Cäsaren umgaben und noch umgeben. Wir messen jeden Zoll Geschichte ab. Wir befinden uns inmitten einer Stadt, die nicht auf das Machtgebot eines einzelnen Herrschers entstand, sondern an der der Wille, der Geschmack, die Macht von Jahrhunderten gebaut, an deren Schöpfung die Andacht und der Stolz sie betheiligten, in deren Mauern die Tapferkeit und die Weisheit sich niedergelassen. Was irgend menschlich hoch ist, und geschichtlich erhaben, hat hier seine Repräsentanten gehabt. Von den Katakomben der ersten christlichen Anachoreten bis zu den jüngsten Kaiserhofhaltungen hat immer historische Größe mit socialer Entwicklung hier gleichen Schritt gehalten. Deutschlands Juwel ist diese Stadt; sie ist die Wiege jenes mächtigen Kaisergedankens, des ersten und edelsten, den die vereinten germanischen Völker gehabt. Und dieser Gedanke, wie er sich schon einmal verkörperte, möchte er zum Heil der zerrissenen Einigkeit der Völker nochmals ins Leben treten! Ein Kaiser, ein Reich! Und Wien, nur Wien dieses Reiches

Hauptstadt! Mit solcher Begeisterung umhüllt der erste Anblick, der erste Gang durch die Straßen dieser uralt wundersamen Stadt. Es ist nicht damit gesagt, daß alles was man sieht grandios oder geschmackvoll sei, die neueren Städte bieten unendlich viel schönere Gebäude dem Auge, die Riesensäulen, die Prachtthore und die Palläste Petersburgs sind Dekorationen aus Tausend und einer Nacht, sind Schöpfungen einer kolossalen Macht, die triumphirend aus dem Kampf mit ungünstigem Boden und Klima hervorging; allein ihr Anblick hüllt den Beschauer nicht in die mistischen Nebel uralt historischer Visionen; an diesen noch glatten Marmorwänden zeigen sich keine jener merkwürdigen Male, die eine Reihenfolge von dahingegangenen Generationen im Anstreifen hinterlassen. Der Stammbaum dieser Städte, die erst ein Jahrhundert gesehn, hängt noch nicht so voll goldener Ahnentafeln, wie man sie hier von jedem Zweige schüttelt. Es ist diese Ueberzeugung die uns zwingt, unsern Schritt vor manchem unscheinbaren Bau einzuhalten, indem unsere Phantasie uns vorhält, was im Innern

dieſer Wände vorgegangen. Dann kommt die Ungunſt des Terrains hinzu: die Straßen ſind eng, die Plätze klein an Umfang, man findet nirgends, wenn ſich auch wirklich ein ſchöner Prachtbau zeigt, einen günſtigen Standpunkt ihn zu überſchauen. — Doch wie geſagt: man läßt den modernen Städten gern ihre feenhaften Dekorationen, hier hat man mehr! Der Geiſt ſtaunt, die Phantaſie iſt belebt, das Herz ſtrebt in mächtigen Pulsſchlägen den großen Ereigniſſen nach, und ein geheimnißvolles Grauen feſſelt die Seele, die ſich in Betrachtungen alles Irdiſchen verliert.

Es war eine ſchöne Mondſchein-Nacht als ich ohne Führer die Straßen und Plätze Wiens durchwandelte. Die Läden waren geſchloſſen, der Verkehr hatte bereits nachgelaſſen — es war einſam. Da erreichte ich das Ende eines dunkeln Gäßchens und — im bläulichen Mondgeflimmer ſtand der Rieſenobelisk des St. Stephan vor mir. Ich blieb ſtehen, und mit einem Gefühl der Freude und des Schreckens zugleich, ſah ich mich dem Wunder gegenüber. Wie ſtill, wie groß,

wie einſam lag der Prachtbau da! Es regte ſich kein Laut um den dunkeln koloſſalen Sarg des Schiffs der Kirche, nur ein blaſſer Schein, wahrſcheinlich von irgend einer ewig brennenden Lampe, glitt an einem der weſtlichen Fenſter hin. Der Thurm gipfelt ſich immer höher und höher; immer glaubt man ihn geſchloſſen und immer noch ſchießt der ſteinerne Strahl höher in die Lüfte, bis endlich ein dem Auge kaum erkennbares goldenes Kreuz, ganz hoch oben im Strahl des Mondes bläulich funkelt. Iſt der Blick oben angelangt, ſo gleitet er, gleichſam ermüdet, wieder hinab, langſam, an jedem Knäufchen oder Säulchen einen kurzen Ruhepunkt nehmend, vergeblich deſſen miſtiſche Figur zu enträthſeln ſtrebend, bis denn je tiefer unten, deſto breiter vorſpringend und verſtändlicher die Maſſen werden und die einzelnen in ihre Grotten ſtehenden Heiligengeſtalten ſich erkennen laſſen. Der St. Stephan beim hellen Sonnenlichte beſehen erweckt Bewunderung und Staunen, bei Nacht und Mondlicht wirkt er wie eine Viſion und füllt die Seele mit miſtiſchen Schrecken. In der That iſt er

auch ein Bote aus der Geisterwelt. Wo sind die Tage hin, von denen er erzählt? wo die Geschlechter die ihn abgesendet? Keine ägyptische Piramide mit ihren Mumiensärgen gefüllt, kann uns ferner stehen als dieser uralte Dom mit seiner Begeisterung, seiner Gläubigkeit, seiner demüthigen Größe — unserm „kattunenen" Zeitalter.

Die Straßen Wiens sind, wie bemerkt, eng, aber sie werden reinlich gehalten, und keine Spur jener mephitischen Dünste ist zu spüren, mit welchen die ekelhaften Rinnsteine die Straßen Berlin's verpesten. Dazu ist das Pflaster sehr gut, so daß das Gehen nicht beschwerlich fällt. Die Straßenpolizei muß gut sein, denn man erblickt nirgends Krüppel oder Bettler, höchst selten Trunkenbolde; auch jeder andere Exceß, wie Aufläufe bei Arretirungen und dergleichen, wird vermieden, oder schnell beseitigt. Die Wagen fahren sehr rasch, was nicht statt finden könnte, wenn nicht das Publikum auf der Straße in guter Ordnung sich hielte. Die Fiaker sind kleine, gewöhnlich zweisitzige, sehr bequeme, reinliche und

faſt elegante Wagen, ſehr verſchieden von den Berliner Droſchken; allein ihr Gebrauch wird dem Fremden dadurch verleidet, indem keine Taxe exiſtirt oder wenigſtens nicht in Anwendung gebracht wird, und demnach übertriebene Forderungen an der Tagesordnung ſind. Die Einheimiſchen wiſſen ſich natürlich einzurichten, allein für den Fremden ſollte geſorgt ſein. Da die Banlieue ſehr weit hinausgerückt iſt, ſo paſſirt man zu jeder Tages oder Nachtszeit die eigentlichen Stadtthore mit ihren Gla
gänzlich ohne Hemmniß, was natürlich den
kehr ſehr erleichtert, und ſelbſt jetzt, da be
lich Wien noch immer unter der Zuchtru
Belagerungszuſtandes ſchmachtet, beſ
Publikum ungehindert die Baſteien,
hochgelegenen herrlichen Spaziergan
Stadt herum bilden, und obgleich
Wachtpoſten ausgeſtellt, oder Kanone
ſieht, ſo wird doch Niemand ange
Strom der bunten Menge beweg
ſetzt bis tief in die Nacht hine
ſtungsbrücken, den kleinen Pi
gehäuften Kanonenkugeln vo

man einen „gemüthlichen“ Belagerungszustand; dennoch möchte ich Niemand rathen mit diesem so unschuldig scheinenden Knecht Ruprecht irgend wie zu spaßen; er würde schnell mit der Ruthe in der Hand sein, die er nur eben gutmüthig unter seinem Rocke verborgen hat. Dies wissen die Wiener auch sehr wohl. Sie fühlen es, daß sie mit ihrem Hausherrn noch lange nicht auf dem alten guten Fuß stehen, und das „Küß die Hand Euer Gnaden“ klingt nicht so sicher treuherzig, wie es damals klang als „Allerlei“ noch nicht geschehen war.

Die Vorstädte dehnen sich bekanntlich in weiter Fächerform um die Stadt her. Wien gleicht einem ausgespannten Regenschirm, wo nur der kleine Punkt von dem die Fischbeinrippen ausgehn, die eigentliche Stadt andeutet, in diesem Verhältnisse stehen Stadt und Vorstädte zu einander. Die Stadt ist so gering an Umfang, daß man sie bequem in einem Spaziergange umwandern kann. Dies Mißverhältniß der Enge hier und der Ausdehnung dort, wirkt denn auch eigenthümlich auf den Verkehr und bestimmt die

Preiſe. Was man irgend in der Vorſtadt haben kann, thut man gut dort einzukaufen, denn in der Stadt koſtet's das Doppelte. So beſonders mit den Lebensmitteln und den Wohnungen. Durch die Enge der Straßen und die alte Bauart, die jedes Haus in einen Thurm verwandelt, ſind in der Stadt die Wohnungen klein, beſchränkt und dunkel. Es gibt Straßen, in denen man nur eine Handbreit Himmel über ſich blickt, und zu dieſem muß man wie aus ei Brunnen oder einem Schacht hinaufblicken; noch machen ſelbſt dieſe Straßen, deren verh mäßig doch nur wenige ſind, keinen ſo Eindruck als die engen Gaſſen Dresde noch obendrein in permanentem Schm harren. Die öffentlichen Vergnügungsl men natürlich ebenfalls den Charakter an, und das bekannte „Eliſium" in beliebten Volks-Maskenbälle gefeiert nichts mehr und nichts weniger als räumiger Bierkeller, deſſen Gewö allerlei Flitterkram und bunte D geputzt hat. Dem Fremden, der

liche Räume gewöhnt iſt, wird es hier ſchlimm in dem Dampf und in der Enge. Ein ähnliches Schauſpiel bieten die Kaffeehäuſer dar; nur ſehr wenige dieſer Etabliſſements ſind ſo glücklich auch nur zwei anſtändig geräumige Zimmer aufzuweiſen, die meiſten geben den Eindruck der engen Fächer eines Reiſenecceſſairs, wo jedes Geräthe eben nur knapp in den ihm beſtimmten kleinen Raum paßt. An freie Bewegung, an Umhergehen der Gäſte iſt nicht zu denken; man erhält ſeinen Stuhl und ſitzt wie ein Stift bei einer Moſaik in die Maſſe hineingekeilt. Im Sommer muß dieſer Uebelſtand höchſt läſtig ſein. Die Häuſer Wiens ſind aufzuzählen, die Säle haben; gewöhnlich erreichen die Beſitzer dieſe Vortheile durch Umbauen oder Zuſammenziehen mehrerer Zimmer. Am widrigſten tritt der Mangel an Raum bei den Theatern auf, von denen ich ſpäter ſprechen werde. In den Vorſtädten gibt es Gaſthäuſer und Kaffeehäuſer von ſplendider Eleganz und paſſender Räumlichkeit: man athmet auf wenn man dieſe Lokale betritt, allein dennoch zieht ſich Alles in die Stadt. Der Wie-

ner aus uraltem Herkommen wahrſcheinlich, denkt wenn er nicht gedrückt und gezwängt wird, er amüſire ſich ſchlecht; und in der That, wie wir ſchon bei den Straßen bemerkt haben, er hat von der Natur eine ſeltene Gefügigkeit erhalten, ſich auch am kleinſten Raume nicht allein gefahrlos ſondern ſogar behaglich zu bewegen. Und welche Maſſe an Vergnügen weiß er in einem kleinen Raume zu paaren! Im ebengenannten Eliſium erhält man nicht allein fünf Welttheile, man hat noch eine Eiſenbahn, man hat Rollwägen, man hat ein Theater, ein Serail, einen Ballſaal, zwei bis drei Grotten, eine Bildergallerie, und der Himmel weiß was alles noch, und dieſe Welt von Genüſſen in drei bis vier Kellergewölben. Deßhalb aber auch ein Gedränge, eine Hitze, die es unmöglich machen, auch nur ein Drittel dieſer Herrlichkeiten zu erſchauen. Würde der Unternehmer, der ſein Publikum kennt, ſein Etabliſſement in die Vorſtadt verlegt und einen geräumigen Saal gebaut haben, ſo würde wahrſcheinlich Niemand hingekommen ſein. Doch fängt die Vorſtadt auch nach und nach an ihre

Vergnügungsorte zu haben, ſo das Sophienbad, der Sperl, Dommayr und andere. So viel mir jetzt bekannt geworden, werden faſt täglich Bälle daſelbſt gegeben, während das Eliſium viermal die Woche im Faſching ſeine Räume öffnet.

Was die Gaſthäuſer Wien's betrifft, ſo muß man ſeine Erwartungen nicht zu hoch ſpannen: ſie halten durch die Bank den Vergleich nicht aus mit denen am Rhein, Hamburg, Berlin. Die Gaſthöfe innerhalb der Stadtmauer leiden an dem ſchon gerügten allgemein verbreiteten Uebel der Platzenge, die Zimmer ſind dunkel, oder wenn ſie angehend Licht haben, liegen ſie in faſt unerſteigbarer Höhe. Die Preiſe ſind hoch.

Um noch etwas Allgemeines über die Bevölkerung Wiens zu ſagen, wie ſie ſich dem aus dem Norden kommenden Fremden auf den erſten Blick darſtellt, ſo vermißt man die ſo ſehr gerühmte Munterkeit der Wiener. Der Norddeutſche iſt gewohnt immer nur von dem luſtigen Wien ſprechen zu hören, von dem Wien, das ewig lacht, ſchmauſ't, trinkt, küßt. Von alle dem wenig oder keine Spur. Berlin iſt in ſeinen

untern Klaſſen weit aufgeregter, weit bewegter, weit lebendiger. Man ſehe nur ein Vorſtadttheater Berlins, und man ſehe eins in Wien! Welche Beifallsbezeugungen und Tadelsäußerungen dort, und welche faſt indifferente Stille hier. Es mag der Grund hiervon zum Theil in den Zeitverhältniſſen liegen und in dem was kurz vorher ſich ereignet hat; allein derſelbe Grund läge ja auch in Berlin vor, und dann kann auch nur zum Theil dieß die Urſache ſein. Ich meine der Wiener iſt nicht ſo harmlos, ſo unverwüſtlich heiter und vorwiegend Lebemann, ſicherlich iſt vielmehr davon Redens geweſen, als wirklich exiſtirt. Oder es müßte eine ſo allgemeine und ſo gründliche Verſtimmung in allen Klaſſen der Bevölkerung herrſchen, daß der urſprüngliche Charakter völlig umgewandelt iſt, was ſchon um deßhalb nicht anzunehmen iſt, weil die Population einer Hauptſtadt nie in dieſem Grade der Höhenmeſſer der politiſchen Stimmung iſt. Eine Hauptſtadt iſt immer geſinnungslos, das heißt ſie läßt ſich bald von dieſer bald von jener zufluthenden Partei beſtimmen: dieß

haben die neueſten Ereigniſſe bewieſen. Sollte dieß für Wien anders ſein? Wie mir ſcheint läßt ſich der dumpfe, gedrückte Charakter der Bevölkerung anders erklären. Durch die Zeiteinflüſſe iſt der materielle Boden des Erwerbes für unzählige Klaſſen wankend geworden, und mit ihm auch die Sorgloſigkeit und Fröhlichkeit. Der Wiener verſteht ohne phyſiſchen Genuß nicht fröhlich zu ſein, während der Berliner, wenn er auch darben muß, doch nie ſeinen kauſtiſchen Witz, ſeine Beweglichkeit verliert. Freilich iſt dieſer Witz faſt immer boshaft, aber er iſt doch da; bei dem heutigen Wiener iſt kaum die Empfänglichkeit geblieben einen Spaß zu verſtehen und zu belachen. Welche Mühe geben ſich ihre ausgezeichneten Komiker, wie ſtrengen ſich Neſtroy, Scholz, Beckmann, Rott, Treumann, Tomaſelli allabendlich an, die Wiener lachen zu machen, ſie verziehen kaum die Miene, und die ſonſt ſo überfüllten Vorſtadttheater ſind faſt leer. Nur die Hälfte dieſer Späſſe wäre hinlänglich halb Berlin zu elektriſiren. Man hat mir geſagt man müſſe den luſtigen Wiener in

den kleinen Tanzsälen, im Sperl und im Elisium suchen, allein ich habe überall eine viel schweigsamere Masse gefunden, als sie mir eine Nacht im Kroll'schen Saale oder in dem Friedrich Wilhelmstädter Casino gezeigt hat. Man muß eine Posse von Kaiser im Königstädter Theater sehen, und damit einen Theaterabend hier vergleichen um noch schärfer die Kontraste zu spüren. Welch ein Klatschen und Zischen dort, welch' eine Stille hier! und doch hat Berlin keine komischen Talente wie Wien sie hat; allein diese Talente scheinen ihre Zaubergaben eingebüßt zu haben. Der Geist Lumpacivagabundus steigt umsonst aus der Tiefe, und der Bauer als Millionär schüttet umsonst seine Schätze aus. Freilich will der Berliner Politik und immer Politik haben; er ist intelligent und wachsam; vom Prinzen bis zum Schusterjungen herab liebt alle Welt den Witz, und zwar keineswegs den harmlosen, gutmüthigen, sondern wo möglich den recht perfiden und stacheligen. Diese Lust am Witz erhält den Berliner immer frisch. Er erhält einen Backenschlag; man setzt ihm eine Wache vor die

Thür, man läßt ihn seinen letzten Groschen zahlen — er ist anfangs wüthend, dann fällt ihm ein Witz bei, er lacht, er erträgt Backenschlag, Wache und verlornen Groschen. Dafür nimmt er sich aber heraus über Gott und Welt ein erzböses Maul, und zwar so laut als man es ihm irgend erlaubt, zu führen. Er besitzt darin einen unglaublichen Muth, und fordert das Schicksal, das nicht verfehlt ihn am Kragen zu fassen, auf alle nur erfinnliche Weise heraus.

Wenn die untern Klassen der Bevölkerung Wiens nicht viel in Bewegung sind, so sind's die höhern desto mehr. Ich werde später hiervon sprechen.

Zu den Aeußerlichkeiten einer Stadt, die dem Fremden sogleich auffällig werden, gehören auch in Wien die große Menge eleganter Kaufläden und Magazine, in denen die kostbaren Stoffe auf eine ingeniöse Weise in den gefälligsten Formen ausgestellt, hinter spiegelhellen Glasscheiben sich darstellen. Bei der Enge des Raumes ist diese Ausstellung doppelt anzuerkennen.

Der Graben ꝛc. bietet hier für den müßig in den Straßen Wandernden eine Art kleine Kunst- und Induſtrie-Ausſtellung für ſich, und man ſieht ſelbſt das einheimiſche Publikum ſich an die Glasfenſter drängen. Die in der Stadt überall eingeführte Gasbeleuchtung und die zahlreichen Laternen machen die reinlich gehaltenen Plätze und Straßen faſt taghell. Auch iſt das gänzliche Fehlen der Ausrufer auf den Straßen eine dem Ohr des Fremden neue aber ſehr willkommende und wohlthuende Eigenthümlichkeit Wien's Die Luxusartikel, beſonders die der Toilette ſi hier in großer Vollendung zu haben, doch ſte hierin Berlin Wien nicht nach; die Händler dieſem Artikel machen nur hier beſſere Geſch weil die höhere Ariſtokratie einen um hu Procent beſſern Käufer hier abgibt als Berlin der Fall iſt; man braucht nur d der Bälle und Geſellſchaften anzuſehen, einer Woche hier ſtattfinden, und vergl mit der, die in Berlin im ganzen Jahre werden.

Die Kaffeehäuſer. — Die Zeitungen. — Politik. — Preußen. — Oeſterreich. — Rußland.

Die Café's, deren es eine Unzahl in Wien gibt, ſind nicht wie in Berlin Lokale, mit denen auch Reſtaurationen verbunden ſind, und wo man zu Mittag und zu Abend ſpeiſen kann, ſondern man erhält nur Getränke und Eis. Letzteres iſt vorzüglich und erinnert an die Nähe Italiens, wo bekanntlich ein unübertroffener Luxus in dieſem Artikel herrſcht. In Berlin würde man, wenn man Zeitungen ſuchte, in die Conditoreien gehen, allein die hieſigen haben dieſen Zweck nicht, und ſomit bleiben nur die Café's übrig, und in dieſen verſammelt ſich von der früheſten Morgenſtunde bis tief in die Nacht, ja in einigen Café's

ſogar die Nacht durch eine zahlreiche Bevölkerung faſt aller Klaſſen der ledigen und der verheiratheten Männer Wiens. Man entfernt ſich nur auf wenige Augenblicke, um zu Hauſe oder bei einem Reſtaurant ein Mittagsmal einzunehmen, und dann erſcheint man wieder in dem Café. Die Lokale ſind elegant, viele ſogar glänzend, aber leider immer überfüllt, ſo daß man nur mühſam zu einem Platz gelangen kann. Ein Billard, ſehr oft mehrere, und Zeitungen ſind unerläßliche Beſtandtheile eines Café. Von den Zeitungen ſind alle Farben repräſentirt, bis auf die blutrothe, deren Blätter heimlich geleſen werden, aber nicht öffentlich ausgelegt werden dürfen, ſchon aus ſchuldiger Rückſicht für den Belagerungszuſtand. Doch fand ich faſt überall Blätter von vorherrſchend oppoſitioneller Tendenz. Wien ſelbſt erzeugt ein paar dieſer Art. Es herrſcht Preßfreiheit. Von den preußiſchen Zeitungen ſieht man die Nationalzeitung, die Conſtitutionelle und deren beider erbitterte Feindin, die neue Preußiſche. Die Letztere findet in Privathäuſern einen noch umfangreichern Eingang. Unter den einheimiſchen

Zeitungen steht unstreitig der Lloyd obenan; er ist entschieden conservativ und wird sehr umsichtig geleitet; er preist die englische Constitution an. Die Redaktion führte ein noch junger Mann von gründlichem Urtheil und umfassender Bildung, Dr. Warrens, den ich das Vergnügen hatte, persönlich kennen zu lernen, und der mit der freundlichsten Zuvorkommenheit — eine seltene Tugend bei einem Gelehrten — eilte, mir über Dinge, die ich zu wissen wünschte, Auskunft zu ertheilen. Obgleich mit Leib und Seele Oesterreicher, und über Preußen und namentlich über dessen Wehrverfassung in manchem Irrthum befangen, zeigte er bei den kleinen Scharmützeln, in die wir geriethen, weder die vielsprechende Docirsucht der Berliner Publicisten noch den verschlossenen Dünkel der deutschen Gelehrten im Allgemeinen.

Da es nicht meine Aufgabe ist, ein Stück politischer Broschüre diesen Blättern einzuverleiben, so sei es mir gestattet, über das, was die jetzigen Zustände auf der Bühne des Friedens oder Krieges betrifft, nur Andeutungen zu geben.

Das Panorama wechſelt bekanntlich ſehr oft, oder wir ändern ſo unerwartet unſern Standpunkt, daß ein Gegenſtand, der noch heute dicht vor unſern Augen ſteht, vielleicht ſchon morgen in eine kaum erkennbare Ferne gerückt ſein kann. So ſah man ja noch vor wenig mehr als Monatsfriſt nichts als Kriegslager, als Truppenkolonnen, und hörte die Fanfaren der Kriegstrompete! Beide Hauptmächte Deutſchlands rüſteten, und ſchon ſah man dort ſich vor den Thoren Wiens, hier vor den Thoren Berlins ſiegreich einmarſchiren. Von dieſer Stimmung jetzt keine Spur — doch ja, eine Spur wohl! Ich will nicht ſagen den Haß gegen — aber wohl die mangelnde Freundſchaft für Preußen kann man überall hören, wenn man ſie hören will. Man hat ſich die Hände gereicht, man ſieht ein, die Freundſchaft iſt gut und nothwendig — aber wie gern hätte man losgeſchlagen. Der Stolz beider Armeen iſt ein grenzenloſer; jede hält ſich für unüberwindlich; und jede iſt's in gewiſſer Hinſicht auch. Man darf überzeugt ſein, wäre es zum Kriege gekommen, man wäre nach zehn Schlachten eben da-

hin gekommen, wo man jetzt ist, das heißt, man hätte sich verständigt. Preußen, wenn es Oesterreich zu Boden geworfen, hätte damit das Messer an seine eigene Existenz gesetzt, Oesterreich über Preußen triumphirend, würde ewig an diesem Siege kranken, und vor dem Schatten des Gemordeten zittern. Ein Brudermord vergißt sich nie und Oesterreich und Preußen sind Brüder. Die Widersacher des Friedensapostels Elihu Burrit sind jetzt der Meinung, daß ein Krieg Noth thue, daß die erschlaffende Industrie, die Herrschaft der Börse nur durch ein Schwerdterspiel der ausgedehntesten Gattung in ihre Schranken zurückzuweisen sei, daß die Jugend der Völker ihr Recht haben müsse, und daß dieses Recht der Jugend sei sich zu schlagen. Im Kriege findet eine Nation sich selbst wieder, sie erkennt, was an Muth, an Eifer, an Beharrlichkeit in ihr sei: diese Erkenntniß ist schon den Untergang so und so vieler Spinnmaschinen werth. So urtheilt die Jugend, und die Jugend will ihr Recht haben. Fort mit dem Frieden! ruft sie: her mit dem Krieg um jeden Preis. So rief man in Berlin,

ſo rief man hier in Wien. Preußens Ruhm will es! Oeſterreich's Ruhm gebietet es. Bis ſo weit die Widerſacher des Friedensapoſtels Elihu Burrit. Man ließ ſie nicht weiter ſprechen. Halt! riefen die Männer von 1812—15; ſeht ihr jene Schlachtfelder, bedeckt mit Leichen! ſeht ihr jene Tauſende von Krüppel, die noch unter euch herumwandeln, und die euch Waterloo und Leipzig geſendet hat? Bedenkt das unendliche Elend des Krieges! Jene Stimme der Veteranen wäre aber nicht durchgedrungen! ſeit wann ſcheute ein tapferes Volk Tod und Wunden? Preußen war bereit, die Hoffnungen ſeiner Zukunft, den Stolz ſeiner Jugend einem neuen Leipzig hinzugeben, Oeſterreich ſicherlich ebenſo — aber da klang ein anderer warnender Laut dazwiſchen, ein ſchrillender Laut, der durch jedes Getöſe durchdrang. Es war die Frage: Wenn wir ſiegen, mit wem theilen wir Ruhm und Beute? So fragte man in Preußen, ſo fragte man in Oeſterreich, und die Antwort lautete ganz heimlich: Mit der Revolution! Mit derſelben Revolution, die wir durch Anſtrengung aller unſerer Kräfte niedergehalten haben. Nun

war es entschieden, man wollte den Frieden. Jetzt brauste die Lokomotive, die den kleinen, magern, schwarzen Mann, mit dem jetzt allmächtigen Portefeuille, nach Olmütz trug, jetzt verließ ebenso Oesterreichs Minister die Hauptstadt, um mit Preußens Repräsentanten zusammen den schon geöffneten Tempel Bellona's wieder zu schließen. Was jetzt noch kommen konnte, waren Eifersüchteleien, Formstreitigkeiten, Ein- und Absetzungen dieser oder jener kleinen Macht — in der Hauptsache war man einig: man wollte den Frieden. Dies ist der Hergang der deutschen Politik innerhalb eines halben Jahres. Jetzt steht im Vorgrunde des Panorama der große Conferenztisch in Dresden. — Was das nächste Halbjahr bringen wird? — wahrscheinlich den in alle seine Gerechtsame wiedereingesetzten Bundestag — oder eine Kaiserkrone Deutschlands. Wer diese Entwicklungen, wie wir sie im Umriß eben gegeben, tiefer gehend verfolgt, wird in ihnen den mächtigen Einfluß Rußlands nicht verkennen. Der Beherrscher dieses unermeßlichen Reiches steht im Wirrniß unserer Tage als ein wahrer Fürst da,

das heißt, als ein Träger seiner Zeit, nicht als ein Getragener. Groß, edel, von Ehrgeiz nicht getrieben, aber auch von Feigheit und Wankelmuth, die sich die Larve der Weisheit vorbinden, nicht zurückgehalten, geht er den festen Schritt des Helden, und Europa jauchzt ihm Beifall zu. Wenn irgend Jemand von den gesalbten Häuptern die Krone mit Würde trägt, so ist er es. Verfolgen wir etwas den Gang seiner Politik. Wäre er eroberungssüchtig, was hätte ihn abhalten mögen, als Preußen schmählich in Posen mit Demarkationslinien manövrirte, und die benachbarte fremde Provinz mit in den Strudel der Aufregung riß, indem es die eigene durch falsche Maaßnahmen zu bändigen suchte, das Schwert zu ergreifen und sich ein tüchtiges Stück von Preußen auszuschneiden? Was hätte ihn verhindern sollen, bei Preußens unüberlegt angefangenem Kampfe gegen Dänemark, dessen Rechte auf jene aufständischen Landestheile Rußland verbürgt hatte, wiederum auf Kosten Preußens sich zu bereichern? Er wäre in seinem guten Rechte gewesen; doch der mächtigste Fürst Europas vermied jede Ein-

miſchung. Preußen, das Rußland, ſeinem Freunde, ſeinem Bundesgenoſſen, ſeit dem Frieden von Tilſit ſo viel ſchuldet, achtete wenig auf dieſes edle, rückſichtsvolle Zurücktreten, und verfolgte ſeine, dem Intereſſe ſeines mächtigen Nachbarn feindliche Politik unbekümmert immer weiter. Rußland ſchwieg — erſt dann ſprach es, als mit ſeiner Hülfe Oeſterreich ſich gekräftigt und in ſeiner Stellung wieder eingeſetzt ſah, erſt dann ſprach es, als trotz dieſes wieder mächtigen Oeſterreichs, mit dem das übrige Deutſchland in den Bund trat, Preußen immer noch ſeine Sonderſtellung, ſeine Sonderpolitik fortzuſetzen die Abſicht zeigte. Die Conferenz in Warſchau beabſichtigte nichts, als Deutſchland unter ein Princip zu ſtellen. Dies war aber unmöglich, ſo lange Preußen mit der Revolution kokettirte. Es koſtete Mühe, die letzten Barrieren jener unglückſeligen deutſchen Politik zu ſtürzen, damit endlich vor dem Scheinbilde der Freiheit der wirklichen Freiheit ihr Recht geſchehe. Die letzte Miniſtercriſis in Berlin und die Vorfälle in Heſſen waren dieſe letzten geſtürzten Barrieren. Nun

war das Werk vollendet. Man kann es bedauern, daß fremder Einfluß überhaupt nöthig war, daß Deutschlands Fürsten mit ihren Völkern nicht unter sich eine Verständigung finden konnten, allein die Gerechtigkeit erheischt, daß die edle, große Natur dieses Vermittlers anerkannt werde.

Dennoch ist die Rolle, die die preußische Politik bis jetzt spielt, sicherlich nicht ohne Nutzen für die nächste Zukunft der Völker gewesen. Es ist ganz ohne Zweifel, daß die Ideen — social und staatlich — die Europa jetzt beschäftigen, für den Norden in Preußen werden durchgefochten und zur Geltung gebracht werden. Preußische Intelligenz ist für den Norden maaßgebend. Die ersten Anläufe dieser Politik, haben sich wie wir gesehen, als verderblich erwiesen, geläutert jedoch und durch die Zeit geordnet und gemodelt werden sich die Früchte der Kämpfe die uns jetzt durchschüttert, und an den Rand des Abgrunds geführt, als nährend und gedeihlich erweisen. Um so mehr ist ein Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens wünschenswerth, weil Oesterreich die Intelligenz Preußens nicht entbehren kann, wäh-

rend jenes wieder nicht die materielle Macht Oesterreichs. Preußen aus seinem Dilemma von seinen ewigen Provisorien und Interims, von seinen kleinen Reichstagen und Diniatur-Congressen, von seinen Kammerspielereien sich lossagend, wird dennoch den gesunden Keim der Fortentwicklung der trotz all dieser verfehlten Experimental-Politik in ihm schlummert, bei seinem erlangten Bündniß mit Oesterreich, und dadurch begründeten festen Stellung als Großmacht gegenüber den kleinen Staaten, wahren und gedeihlich zur Geltung bringen. Es unterliegt dies keinem Zweifel. Die constitutionelle Monarchie — wenn sie sich überhaupt halten kann — wird nur in Preußen ihre endliche Ausbildung und mögliche Verwirklichung erhalten, nämlich als repräsentatives System wie es ohne der Macht der Krone zu schaden und ohne die alten Institutionen, die Deutschlands Größe haben begründen helfen, und die in deutscher uralter Sitte, deutschem ehrlichen Rechte ihre Begründung fanden, zu untergraben, seine Geltung finden kann. Bis jetzt hat Frankreich von Preußen geborgt, es wird, um Freiheit gepaart mit

Recht zu finden, künftig nur in ſeinen eigenen Buſen zu greifen nöthig haben.

Trotzdem daß, wie bemerkt, die Kaffeehäuſer mit Zeitungsleſern überfüllt ſind, hört man doch hier niemals die heftigen Diskurſe wie ſie in Berlin ſtatt finden. Auch in den Geſellſchaften taucht ſelten eine politiſche Debatte auf. Die Ariſtokratie iſt hier mächtig, und ſie iſt's, die nicht von Politik ſprechen will. Man iſt allgemein der Anſicht, daß das Volk nichts wünſche als regiert zu werden, das heißt: es iſt der ſchwankenden Zuſtände, wie ſie auch heißen mögen, überdrüſſig, auch hat es einſehen gelernt, daß es ſehr viel Mühe macht ſich mit den Staatsangelegenheiten zu beſchäftigen, und daß ungeſchickte Hände viel verderben können, alſo will es regiert ſein damit es ruhig dem täglichen Erwerb und de Genuß nachgehen könne. Dieſe Anſicht die ſiegende Partei von dem Volke, und nach handelt ſie.

Bei Gelegenheit der nahen Kriegsausſicht man hier viel über die preußiſche Wehrverf ſprechen hören, und zwar tadelnd. Was v

Armee von Referendarien? rief man, wo die Offiziere hinter dem grünen Tiſche hervorgeholt werden müſſen und oft noch mit der Feder hinterm Ohr vor die Reihen der Soldaten treten? Bei uns ſind's im Dienſt ergraute Soldaten, die ihr Handwerk verſtehen, die fechten aber nicht räſonniren. Dieſer Tadel bezieht ſich auf die eigenthümliche Wehrverfaſſung in Preußen, namentlich auf das Inſtitut der Landwehr. Es iſt wahr, bei der jetzigen Mobilmachung hat man die Comptoirſtuben der Kaufleute, die Gerichtsſäle ſich leeren ſehn, und Alles trat unter Waffen; aber wie erhebend war gerade dieſer Anblick! Es iſt hier nicht der Ort über die Vortheile oder Fehler dieſes Wehrſyſtems zu ſprechen; es mag wahr ſein daß, wenn es zum Kriege gekommen wäre, es Preußen hie und da an geübten Offizieren gefehlt haben würde; allein deshalb die Stärke und Kraft ſeines Heeres in Zweifel zu ziehen, und das Syſtem der Bewaffnung zu bekritteln, dazu iſt wahrlich kein Grund. Man ſagt, dadurch, daß der junge waffenfähige Mann die kleinſte Zeit bei den Waffen wirklich

bleibe, die größere Zeit jedoch dem bürgerlichen Verkehr, der Wiſſenſchaft, dem Erwerb und mit dieſen zuſammen Tendenzen anheim gegeben ſei, die nichts mit ſeinem Beruf als Krieger gemein haben, ja oft dieſem heimlich oder offen entgegenarbeiten, erhalte man in der Armee unzuverläßige oder ungeſchickte Offiziere; im ähnlichen Grade ſei dies auch mit den Soldaten der Fall. Die renitente Landwehr habe hievon Proben geliefert. In Oeſtreich bilde das Heer eine compacte Maſſe, die nie und nimmer mit den übrigen Claſſen der Geſellſchaft in Berührung komme, am wenigſten mit den ſogenannten Aufgeklärten, die ſich befleißigen ſie über ihre Pflichten zu belehren und ſie dabei in ihr Lager locken. Die öſtreichiſche Armee von den Einflüſſen der Demokratie frei zu halten ſei möglich, in Preußen ſei dies kaum möglich! — Aber es iſt möglich geweſen! Die Erfahrung hat's gezeigt; die preußiſche Armee hat, trotz aller nur erſinnlichen Mittel, die angewendet wurden um ſie zu verführen, ihre Fahnen nicht verlaſſen, und die angeblichen „Referendare" haben ſich ſo gut zu ſchlagen ver-

ſtanden, als hätten ſie nie etwas anderes als den Degen geführt. Man muß die militäriſchen Zuſtände in Preußen in der Nähe angeſehn haben, um zu wiſſen welch ein wahrhaft ritterlicher Geiſt der Ehre die Armee beſeelt. Mag der Meinungsſtreit die Parteien noch ſo ſehr geſpalten haben, ſo wie die Fahne mit dem ſchwarzen Adler weht, ſo wie der „Rock des Königs“ die Bruſt des Manns umſchließt, ſo weiß er nur ein Geſetz, ſo kennt er nur eine Meinung, das iſt: die Ehre der preußiſchen Waffen zu wahren. Dies Geſchenk des militäriſchen Bewußtſeins hat der große Friedrich ſeinem Volke gegeben, und die Befreiungskriege haben dieſem Geſchenk neuen Glanz verliehen. Man denke alſo nicht zu gering von dieſen „Referendarien“, ſonſt müßte man ſeine Meinung zurücknehmen, wie man ſie vor hundert Jahren in Betreff der „Potsdamer Wachtparade“ zurücknahm.

Was das Aeußere der Truppen betrifft, ſo habe ich hier mehre Paraden angeſehn, und häufig Gelegenheit gehabt Offizieren aller Waffengattungen in Geſellſchaften zu begegnen. Das preu-

ßische Militär zeigt ungleich mehr Eleganz; schon die Art der Bekleidung gibt dem Auge einen gefälligen Anblick. Der dunkle kurze Waffenrock beim Soldaten, den der schwarze oder weiße Ledergürtel eng um die Taille schließt, die breite nach oben geschweifte Mütze mit dem Schirm, und im Festanzug der Helm mit dem schwarzen oder weißen Roßschweif, ist eine kleidsamere Tracht als hier die alte Form der kreuzweise über die Brust gespannten Bandeliere, und die Gestalt der Czakos. Die Helme, noch nach antiker Form, bei der Kavallerie sind noch am kleidsamsten, obgleich sie ohne Roßschweife dürftig und zu niedrig dem Kopfe aufpaßen. Man könnte sagen, die Zweckmäßigkeit, die der oberste leitende Grundsatz bei jeder Bekleidung und vor allem der militärischen sein muß, verlange, diese Kopfbekleidungen müßten so sein weil sie so zweckdienlicher seien; allein das ist nicht der Fall; weder der Helm noch der Czako entsprechen ihrem Zweck — schön sind sie auch nicht — also wozu sind sie da? Man hat es als einen Vorzug der österreichischen Armee angegeben, daß sie keine bevorzugten Garde-Regimenter

habe; allein es ist schwer diesen Vorzug einzusehn. Man sagt, die ganze Armee sei des Kaisers Garde — er brauche keine besondere; dies gäbe nur Anlaß zu Rangsucht, Neid und Bevorzugungen aller Art. Es mag dies allerdings seine Richtigkeit haben. Aus dem erstern Grunde würde auch Preußens König keiner Garden bedürfen; denn auch hier ist die ganze Armee seine Garde. Allein was die andern Gründe betrifft, so möchten sie wohl von den Vortheilen aufgewogen werden, die ein Elite-Corps der übrigen Armee gewährt. Es soll ihr in jeder militärischen Tugend als Muster vorangehen, und — in der unmittelbaren Nähe des Kriegsherrn weilend hat es die Pflicht doppelt wachsam zu sein über die Gesetze der militärischen Pflicht und Ehre. Und dann verlangt die Residenz einen gewissen repräsentativen Glanz, den ihr das Militär gibt. Freilich kann dieses Bedürfniß ausarten und in eine kostspielige eitle Soldatenspielerei übergehen, allein bei dem Geiste, der gerade heutzutage die preußische Armee durchdringt, und der in dem Streben nach möglichst enger militärischer Ver-

brüderung sich ausspricht, läßt sich dergleichen am wenigsten befürchten.

Die Uniformen in Oesterreich haben alle einen gewissen Charakter der Einfachheit, schon das Fehlen der Epaulets und der gestickten Kragen nähert hier die Uniform fast dem Civilanzuge. Schwierig für den Nichteinheimischen sind die verschiedenen Dienstgrade zu erkennen, die nur durch kleine Sterne am Kragen sichtbar gemacht werden. Die ungarischen und italienischen Garden — ebenfalls kein Regiment, sondern nur ein Offizierkorps — sind bekanntlich aufgelöst, und seit dieser Zeit versieht die deutsche Garde allein den Dienst in den kaiserlichen Gemächern. Ihre Uniform besteht in einem hochrothen Waffenrock, in enganschließenden weißen Beinkleidern und Stolpenstiefeln und in einem Helm mit Roßhaarbusch. Diese ist nebst der Hofgensd'armerie die einzige auffällige Waffenbekleidung, doch kommt sie lange nicht der prachtvollen Gala-Uniform der Garde du Corps in Berlin nahe, die in der That, so wie sie jetzt ist, das Schönste an militärischer Bekleidung zeigen mag, was man alle

militärischen Trachten Europas durchgehend — Rußland mit seinen Cerkessen vielleicht ausgenommen — finden mag. Dazu kommen die prächtigen jugendlichen Gestalten, die die Mark, Westphalen und das Rheinland nach Berlin sendet. Die Auswahl von der Jugend des Volks zeigt sich in Berlin überall dem Auge, hier sind es oft bejahrte, ja sogar graubärtige Männer, die man in Soldatenröcken sieht. So viel von dem „Aeußern" des hiesigen Militärs. Sachkundige versichern, daß die Manöver und Paraden, die fast täglich vorfallen, und bei denen der junge Kaiser beinahe immer zugegen zu sein pflegt, ein Bild befriedigender militärischer Disciplin und musterhafter Exaktität seien: man hört aber auch von den grausamsten körperlichen Bestrafungen. Es wird versichert, daß es nicht möglich sei mit Ehrenstrafen allein die Massen zusammenzuhalten. Allein welche exorbitanten Märsche machen diese Soldaten! welche Strapatzen erdulden sie — welche Wunder der rein materiellen Tapferkeit haben sie in Italien vollführt! Wir kommen auf den Satz zurück, mit welchem wir

begonnen, Preußen hat nicht Urſache Oeſterre zu fürchten; allein es gering zu achten, wahrl noch viel weniger; eine eben ſolche Bewandtr möchte es mit Oeſterreich, Preußen gegenüb haben. Darum Dank dem Himmel, daß i Bruderkampf vermieden worden!

Wien besitzt fünf Theater, zwei Stadttheater und drei Vorstadttheater. Allabendlich wurden während des Faschings in allen fünf Vorstellungen gegeben. Das Burgtheater, die ehemalige exclusive Hofbühne, hat von dem Jahr 1848 an die Benennung Hof- und Nationaltheater angenommen. Mit ihr ist eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Früher bewegte sich der Kreis ihrer Darstellungen in einem durchweg seriösen Genre, jetzt gibt man neben den großen Tragödien auch Conversationsstücke, und gerade diese Gattung scheint bei dem Publikum dieses Theaters ganz besonders in Gunst gekommen zu sein. Sehr viel tragen hierzu die tüchtigen Kräfte bei,

welche in dem Fache des feinern Luſtſpiels gerade dieſe Bühne gewonnen hat, und ſicherlich unter der umſichtigen Leitung ihres neuen Directors, des Herrn Laube, noch mehr gewinnen wird. Um zuerſt von dem Aeußern der Theater zu ſprechen, ſo muß es jedem Fremden auffallen, wie mangelhaft die Lokale ſind. Keine Provinzſtadt Deutſchlands hat ein ſo miſerables Theaterlokal aufzuweiſen, als die erſte Bühne Wiens, das Burgtheater. Alles iſt hier ſchlecht, Bühne, Sitze, Beleuchtung, Ein- und Ausgänge. Man glaubt ſich verſetzt zu ſehen in die Zeiten, wo das ſtehende Theater ſeinen dürftigen Anfang nahm, und eine kaum geduldete Exiſtenz hatte. Man iſt in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verſetzt. Das Theater bildet einen Theil der kaiſerlichen Burg, und iſt wie dieſe uralt; deshalb ſeine tauſend Mängel. Vor hundert fünfzig Jahren zurück mag allerdings dieſes finſtre höhlenartige Gebäude, mit ſeiner dürftigen Beleuchtung eines einzigen kleinen Lüſtres, ein ganz ſtattlicher „Komödienſaal“ geweſen ſein; heutzutage iſt die Zumuthung wahrhaft empörend, ein an Comfort

und Luxus gewöhntes Publikum hier selbst die geringsten Anforderungen an Raum und Bequemlichkeit entbehren zu lassen. Der Wiener liebt jedoch mit einer Affenliebe seine alten Gebäude; er hängt mit Aberglauben an den vermorschten Mauern, und ist alles Ernstes der Ansicht, daß, wenn man Platz schaffte, um ein neues großes Theater zu erbauen, dies von der übelsten Vorbedeutung wäre. Dann ist's aber auch ein Kunststück überhaupt Platz zu schaffen; es würde aber schon gehen, wenn nicht dieser Widerwille gegen jeden Neubau herrschte, und es muß gehen, denn so darf die Sache nicht bleiben. Es liegt dies schon aus Sanitätsrücksichten auf der Hand. Wenn einmal, was der Himmel verhüten möge, bei vollem Hause hier Feuer ausbräche, so wären bei dieser Enge und dieser Verworrenheit der Ausgänge, die einem Labyrinth gleichen, die Zuschauer unrettbar verloren. Dieser beängstigende Gedanke verläßt Einen nicht, während man auf den kleinen Folterbänken sitzt, die hier Sperrsitze genannt werden, wenigstens mich hat er, so oft ich dieses Theater besuchte, nicht verlassen. Hat

man denn an dem furchtbaren Brande des Karlsruher Theaters ſich nicht ein Exempel genommen? Und will man erſt das Unglück hereinbrechen laſſen und dann an die Umgeſtaltung und Verbeſſerung gehen? Doch nicht allein das Gefährliche des Lokals, auch ſein Schmutz und ſein morſches Alterthum iſt zu tadeln. Da iſt kein einziger breiter Gang, kein Vorzimmer, keine irgend anſtändige Treppe; an Foyers im neuen Styl iſt nun vollends nicht zu denken. Man ſtolpert durch enge, übelriechende, ſchmutzige Gänge, über gewundene enge Treppen, und gelangt endlich in einen kleinen, mit verſchwärztem rothen Papier ausgeſchlagenen Kaſten, der eine erſte Rangloge genannt wird. Hier findet man — wenn man ſie überhaupt im Dunkeln finden kann, obgleich das Lüſtre ſchon lange ſeine volle Glorie entfaltet — drei Stühle und ebenſoviel an die Wand geheftete Bänke. Die drei hartgepolſterten, oder vielmehr gar nicht gepolſterten Stühle füllen ſchon an ſich, ohne daß Jemand darauf ſitzt, die Loge vollſtändig; man kann ſich alſo denken, wie man ſitzt. Die Logen zweiten und dritten

Ranges fallen in dem Verhältniß zu der ersten noch weiter ab von allen Gesetzen, nicht des Luxus, sondern des nothwendigsten Anstandes. Alles starrt von Schmutz und ist seit undenklichen Zeiten nicht renovirt. Der Wiener findet das „gemüthlich“ und fühlt sich ganz wohl in seinem „Burgtheater“. Das Parterre hat Steh- und Sitzplätze; wer aber mit seinem Körper es gut meint, nehme lieber einen Stehplatz, ehe er auf dem Sitzplatz Höllenqualen sich aussetzt. Will es das böse Geschick und man erhält zwei nur einigermaßen corpulente Nachbarn, so befindet man sich auf einem solchen Sitzplatz in der Situation eines Citronenkerns, der alle Augenblick bereit ist, aus der gepreßten Citrone herauszuspringen. Dabei treiben die Kniee des hinter uns Sitzenden ein mörderisches Spiel mit dem untern Theile unseres Rückens, und zwingend uns unsere Kniee wider Willen in dieselben Theile des vor uns Sitzenden zu bohren. Man kann sich denken, welch ein Mienenspiel sich bei dieser Gelegenheit entfaltet und welche nur halb unterdrückte Seufzer und Flüche laut werden. Es ist viel gesagt,

wenn ich dennoch versichre — alle diese Leiden sind vergessen von dem Augenblick an, wo der Vorhang aufrollt und das wahrhaft vortreffliche Spiel beginnt. Wie bei jedem Unglück doch immer noch ein ganz kleines Stückchen Glück sich zeigt, so wirkt wunderbar gerade dieses miserable Theater die Bühne selbst zu heben. Die Bühne ist klein, aber sie ist gut beleuchtet — natürlich weil die Zuschauer halb im Finstern sitzen — und man sieht und hört gut. Auch für die Direktion ist dies Angenehme bei dem Theater, daß es nur wenig Menschen faßt, so ist's immer gefüllt, ja oft überfüllt. Darum sagen auch die Wiener, bauen wir ein größeres Theater, so wird es leer sein. Allein dies ist nicht zu fürchten: bei der erwachenden Theaterlust und einer Direktion, wie sie jetzt ist, wird selbst ein großes Theater nicht leer sein, und man könnte die Preise ermäßigen, die jetzt beim Burgtheater etwas hoch sind.

Ich gehe jetzt auf Schauspieler und Direktion über. Man muß annehmen, daß die dramatische Kunst gegenwärtig ganz im Verfall ist, daß keine Talente auftauchen, die sie heben, daß das Theater

nur eine veredelte Art Casino, ein conventioneller Ort geworden, wo man herkömmlich gewisse dramatische Reminiszenzen wiederholen sieht. Etwas anderes ist das Theater nicht. Die Bühne der Welt nimmt zu sehr unsere Theilnahme in Anspruch, und dann will jedes Institut, soll es von der wahren Kunst befruchtet sein, immer lange Ruhepausen haben, wo das Feld brach liegt, und der Boden zu künftigen Früchten sich kräftigt. Eine solche Zeit ist jetzt, und sie hat schon drei Jahrzehnte gedauert. Daher, weil eigene Talente fehlen, die krampfhaften Bestrebungen, gänzlich fremde Richtungen und Geschmacksphasen auf's Theater zu bringen — das altenglische, das altspanische Theater! Taube Blüten, die welk vom Stamme fallen. Was einmal die Welt erfreute — ist im Stande, sie zu andern Zeiten herzlich zu langweilen. Unter solchen Umständen ist's nicht leicht, Theaterdirektor zu sein — es ist leicht, wenn man sich darein ergibt, leere Häuser zu haben — aber wenn man dies nicht will, dann gehört zu einem guten Theaterdirektor die seltene Kunst, etwas Ueberflüssiges so lange zu

drehen und zu wenden, bis es als etwas Nothwendiges erscheint. Das recitirende Schauspiel ist für uns etwas Ueberflüssiges, wir können mit dem Geklimper der Oper, mit dem bunten Plunder des Ballets und hier und da ein paar Lokalpossen ganz gut durchkommen; Niemand, außer ein paar unverbesserliche Hypochondristen würde nach „alten klassischen Stücken" fragen. Man könnte abwarten, bis die „Kunst der Bühne" sich wieder aus ihrem Staube erhebt, bis sie wieder ein „Bild des Lebens" wird, unseres Lebens. Und wahrlich der große Dichter unsterblicher Tragödien steht vielleicht schon hinter den Coulissen. Stoff genug haben die Kämpfe der Neuzeit für ihn gesammelt. Ehe er aber erscheint, muß, wie gesagt, ein Direktor ein geschickter Escamoteur sein, der da aus einer leeren Flasche volle Gläser schenkt. Laube ist ein solcher. Er betreibt die Sache so ernsthaft und mit einem solchen Eifer, daß das Publikum erstaunt über die Fülle dramatischer Genüsse, die es allabendlich hat. Hebt man freilich den Vorhang des Escamoteurtisches auf, so sieht man die Leere und die Armuth. Es sind

eben — wie überall die „alten Stücke“ und die „Bearbeitungen aus dem Französischen“, nichts Eigenes, weder Großes noch Kleines, nichts im Sturm und Sonnenschein der Zeit Emporgewachsenes. Aber wo das auch hernehmen? Laube hat den einzig möglichen Weg eingeschlagen, das Schauspiel heutzutage zu Etwas zu machen; er sorgt für Darsteller, die die kleinste Rolle zu einer Ehrensache stempeln. Ich habe schon lange dem Theater den Rücken gekehrt, und namentlich in Berlin kenne ich die Bühne nur nach Hörensagen; hier in Wien ist mir wieder die langvergessene „Muse“ entgegengetreten, hier in Wien hab' ich's wieder erklärlich gefunden, daß man Theater aufsucht. Ein beliebtes Intriguenstück aus der neufranzösischen Schule, „die Erzählungen der Königin von Navarra“, von dem ich in Berlin nicht den ersten Akt zu Ende habe sehen können, hat mich hier bis an die Schlußphrase gefesselt, und ich erkläre mir dies nicht anders, als durch das „meisterhafte Zusammenspiel.“ Dadurch allein kommt einige Wahrheit und einigermaßen Zusammenhang in dieses historische Kaleidoskop, wo die

Thatsachen wie farbige Glasscherben in jeder Scene anders zusammengerüttelt werden, um bald diese, bald jene amüsante Figur zu bilden. Es ist das lustigste Durcheinander historischer Reminiscenzen. Da verliebt sich Alles auf den Klingelzug, da wandeln die Helden ihre Gesinnungen mit den Coulissen, da laufen Kammerfrauen mit den großen Thatsachen der Weltgeschichte herum, als wären es Wäschebündel, da wird mit der Liebe Fangball gespielt, und Entsagung und Tugend sind um Pfeffernüsse feil. Die Franzosen, aus lauter Furcht zu ennuyren, machen aus der Weltgeschichte eine Harlekinsjacke. Aber belustigend, geistreich anregend und beschäftigend sind diese Compositionen immer, und damit ist schon viel für die Bühne gewonnen. Wie die jetzige Politik Frankreichs, so ist auch das historische Intriguenspiel Scribe's nur auf geistreiche Impromptu's basirt. Es ist unnütz, den Inhalt des obigen Stückes näher auseinandersetzen zu wollen; es hat eigentlich gar keinen Inhalt. Es zeigt sich hier ein Karl der Fünfte, es zeigt sich hier ein Franz der Erste. — Beide so scharf ausgeprägte

hiſtoriſche Phyſiognomien, die ſich hier gegenübergeſtellt ſind, und Beide durch fünf Akte hindurch um den Preis ringend, welcher von Beiden öfter als der Andere aus ſeinem Charakter zu fallen vermag, welcher von Beiden eine lächerlichere Puppe darſtellt. Doch kein Wort weiter von dem Stücke, nur von den Darſtellern. In der Perſon des Herrn Dawiſon beſitzt die Bühne ein entſchieden großes Talent, er erinnert lebhaft an Seidelmann, dieſelbe ſcharfaccentuirte Mimik, die düſtre, geheimnißvolle Größe, die draſtiſche Kraft im Erfaſſen einer Situation, nur der kauſtiſche Hohn Seidelmanns geht ihm ab. Ebenſo wie Seidelmann iſt auch Dawiſon nicht gemacht, jugendliche ſentimentale Rollen zu geben, ſie mißlingen ihm. Er iſt ein Pole von Geburt und hat in Paris ſeine Studien gemacht. Es möchte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſeiner eine große Zukunft und ein überall verbreiteter Name warten. Nächſt ihm entwickelt Herr Meixner in ſeiner nur untergeordneten Rolle ein entſchieden komiſches Talent; ſeine Maske war vortrefflich. Ueberhaupt waren die Coſtüme

durchgängig mit einer Exaktitüde historisch treu eingehalten, wie ich's auf keiner andern Bühne gesehen. Man glaubte Titian'sche und van Dyck'sche Portraits aus ihren Rahmen treten zu sehen. Besonders das Costüm der königlichen Braut und der Schwester Carls waren vortreffliche Illustrationen der damaligen Hoftrachten. Und wenn dieses Studium auf Stücke dieser Art verwendet wird, wie viel mehr wird man sich Mühe geben, die Meisterwerke der Bühne äußerlich so auszustatten, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und dies geschieht auch. Von den Damen zeichneten sich Fräulein Neumann, die Tochter der unvergeßlichen Haizinger, und in ihrer kleinen, aber wirkungsvollen Rolle Fräulein Grafenberg aus. — Eine andere „Uebertragung" war König Heinrich der Vierte von Shakespeare, welches Stück Laube aus den zwei bekannten Dramen in Eins zusammengezogen hat. Die Shakespeare-Narren werden nicht verfehlen, ihn hierfür zu steinigen, das Publikum wird ihm aber dankbar sein; denn — dies mag nun ketzerisch klingen oder nicht — Shakespeare ist nun einmal für

uns und unsere Bühne nicht anders genießbar, als wenn eine geschickte Hand ihn kürzt und gelegentlich auch ummodelt, so wie Schiller und Goethe es gethan. Die Shakespeare-Manie, die nicht duldet, daß das Tüpfelchen auf dem i an ihrem göttlichen Meister bei seiner Darstellung auf der Bühne ausgelassen werde, hat unser Theater mit zu Grunde richten helfen. Das arme Publikum, das sich anfangs mit allen Kräften gegen diese romantische Marteranstalt sträubte, zu der das Theater durch Shakespeare und Calderon umgewandelt wurde, litt zuletzt geduldig das Wüthen dieser Kritiker, die von der eigentlichen Bühne nichts verstanden, und machte zuletzt seinen Widerspruch nur durch Wegbleiben vom Theater merkbar. Es ist nicht zu sagen, wie deutsche Kritiker und Dramaturgen, wie Tieck, dem Theater geschadet haben. So lange Tieck sich mit dem Theater beschäftigte, so lange lag es in den letzten Zügen. Den Schauspielern wurde Unmögliches zugemuthet, sie sollten harte, holprige Verse sprechen und tolle Grimmaçen schneiden. Ganze Bibliotheken wurden geschrieben über

die Darſtellung eines einzigen Shakeſpeare'ſchen Narren. Tieck, nach Berlin verſetzt, fing an dieſelben Marotten auch dort zu treiben, und er, der, wenn er den Weg hätte einſchlagen wollen, die junge aufſtrebende Kunſt zu heben, was ihm jedoch ſein Neid nicht geſtattete, einflußreich und belebend hätte wirken können, trieb die Narrheit auf die Spitze, indem er ſeine eignen ſinnloſen Poſſen, den geſtiefelten Kater, mit einem unermeßlichen Aufwand an Koſten zur Darſtellung brachte. So rief denn dieſer hochtrabende und barocke Unſinn die Plattitüde als Gegenſatz hervor, und einem geſtiefelten Kater folgte eine Birch-Pfeiffer. In Berlin wird es Jahrzehnte dauern, ehe irgend etwas wieder vorfällt, was die Bühne bemerkenswerth macht, ſo gründlich haben der alte Shakeſpeare-Phantaſt und die Vielſchreiberin ſie in den Boden geſtampft. Durch die Kürzungen, die Laube mit dem erhabenen Zeitgenoſſen der jungfräulichen Königin vorgenommen, bleibt immer noch ein Strudel von loſe zuſammenhängenden Scenen, allein es ballt ſich hier und da doch Stoff zu einem Bühnenintereſſe zuſammen, u

lange, nichtssagende Scenen und Reden sind fortgelassen, auch Falstaff's Charakter, auf dessen Schaustellung es ganz besonders ankommt, gab sich genügend und in ziemlich gerundeten Situationen kund. Ich will nun offen bekennen, daß ich keinen einzigen Spaß dieses so berühmten Spaßmachers goutire; daß Beckmann oder Scholz in der Reise nach Spanien oder in der Reise auf gemeinschaftliche Kosten meine Lachmuskeln unendlich viel mehr in Bewegung setzten, als diese „kaltgewordenen" historischen Späße Falstaffs. Ich erkenne an, daß die Maske komisch ist, daß ein lächerlicher, prahlerischer, unbeholfener Feigling eine gute Lustspielfigur ist, aber ich streite ab, daß dieser Feigling mit seinen Späßen und Abenteuern für uns noch komisch ist. Die Periode ist uns zu fern, wo diese Figur spielt. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth, in dieser einestheils gelehrt pedantischen, anderntheils noch kriegerischen Zeitgesittung, kann ein solcher liederlicher Prinz, und ein solcher Spaßmacher Unglaubliches an Wirkung gehabt haben, für uns — sein wir nur ehrlich, und lassen wir

uns durch kein kritiſches Gekrächze irre machen — für uns finds nichts als abgeblaßte Figuren an einer alten Tapete. — Wir lachen — aber wir lachen mit dem Verſtande. Da iſt's denn voll genügend, wenn wir das Buch zur Hand nehmen und leſen. — Herr Anſchütz, ein renommirter Künſtler, aber gewöhnlich in dem ernſten Fache auftretend (er gibt den König Lear, Nathan den Weiſen), ſtellte diesmal den Fallſtaff dar. Seine Maske war gut, nur war er nicht „feiſt" genug, und nicht genug luſtiger Saufbruder. Das Zuſammenſpiel ging hier nicht ſonderlich, allein welche Kunſt der Welt kann auch beim Shakeſpeare ein Zuſammenſpiel zu Wege bringen? Beim Leſen thut's die Phantaſie, die bekanntlich der beſte Theaterdirektor und der geſchickteſte R giſſeur und Maſchiniſt in einer Perſon iſt. Um noch die übrigen Shakeſperiana kurz zuſa menzufaſſen, ſo bemerke ich, daß man im Laufe Faſchings den Hamlet gegeben hat, und die ſtellung des Coriolan vorbereitet. Im Stücke — das ich nicht geſehen habe — Rolle des Helden von Herrn Wagner

gegeben worden ſein; im zweiten Stück verſpricht man ſich von Herrn Dawiſon als Julius Cäſar Großes, was ich gerne glauben will, denn eine ſo überwiegende Begabung, ein ſo ſchöpferiſches Talent, wie es dieſem darſtellenden Künſtler inne wohnt, muß, wo ein großartiger Carton des Dichters vorliegt, wie es beim Shakeſpeare der Fall iſt, mit der Ausfüllung und in Farbeſetzung der Umriſſe ein herrliches Gemälde zu Stande bringen. Ich möchte Herrn Dawiſon in „Ludwig XI. in Peronne" ſehen, in einer von Seidelmann's Glanzrollen; er wird ihn ſicherlich erreichen, wo nicht übertreffen. — An Luſtſpielen hab' ich im Burgtheater ein paar alte Stücke geſehen: Kotzebue's Pagenſtreiche und Raupach's Zeitgeiſt; in beiden hab' ich keine hervorſtechenden Talente bemerken können; es mag ſein, daß die Schuld hiervon an der Wahl der Stücke lag. Zwei renommirte Namen, Herr La Roche und Herr Wilhelmi wirkten mit, in dem letztern zwei ſehr beliebte und belobte Damen, Fräulein Neumann und Fräulein Wildauer. Meiner Anſicht nach hätte Herr Meixner, der Gewandtheit mit lebendigem Spiel

vereint, den Pagen beſſer gegeben. Leider habe ich nicht dazu gelangen können, das Spiel der Frau Rettich zu bewundern; ſie wird ſelten beſchäftigt, obgleich ſie noch in der Fülle ihrer Kraft ſein ſoll; in Geſellſchaft bin ich mit ihr zuſammengetroffen, wo ſie jedoch Salondame war, wie alle übrigen. — Das Kärnthnerthor-Theater gibt nur Opern und Ballete. Da das Theater-Lokal wo möglich noch enger, ſchmutziger und verbauter iſt, als das der Burg, ſo kann man ſich denken, wie mesquin auf einer ſolchen Bühne die immenſen Operntableaux heutzutage ausfallen müſſen. Ich habe nur kleine Opern geſehen und dieſe mit vortrefflicher Beſetzung, ſo Roſſini's unſterblichen Barbier, in welchem Fräulein Zerr mit ihren Colloraturen das Publikum entzückte. Bekanntlich beſitzt dieſe Bühne muſikaliſche Kräfte in großer Bedeutung, ſo Staudigl, Ander, Erl u. A. Für die Faſching-Saiſon hatte man den Weber'ſchen Oberon mit großen Koſten und Fleiße neu in Scene geſetzt; durch den Mangel an Raum thaten Dekorationen und Ballets aber keine Wirkung. Die prächtige Opernbühne in Berlin

drängte ſich mir ſtets zum Vergleiche auf; etwas ſo im wahren Sinne Feenhaftes, wie dort zu Stande gebracht wird, namentlich in den Ballets: „Der Seeräuber“, „Der Feenſee“, „Die Whillis“ wird vielleicht nur von der großen Oper in Paris oder in Petersburg übertroffen. Nach Wien muß man nicht kommen, um einen Augengenuß dieſer Art zu haben — ſchon die miſerablen Theater-Lokale machen von vornherein jede Anſtrengung der Regie zu nichte.

Ich gehe jetzt, um in meinem Gegenſtande nicht zu weitläufig zu werden, zu den Vorſtadtbühnen über. Wie überall in der Vorſtadt ſo iſt auch für die Theater Platz in Fülle, und deßhalb auch für Eleganz und Bequemlichkeit. Ich fange mit dem eleganteſten und bequemſten Theater an, mit dem Carl Theater (Leopoldſtädter-Theater). Es iſt neu erbaut, roth mit Gold dekorirt, und zählt ein bequemes Logen-Parterre und drei Logenreihen. Die Sperrſitze ſind bequeme, gutgepolſterte Fauteuils. Ein moderner Gas-Lüſtre von entſprechender Größe erleuchtet das Haus vollſtändig. Die Bühne hat das

rechte Maaß für ein Vorſtadt-Theater, ſie iſt nicht zu groß; man ſieht und hört überall gut. In dieſes ſchöne Theater hatte ſich leider während der Saiſon der Eskamoteur Herrmann eingeniſtet, deßhalb kam ſelten eine dramatiſche Darſtellung zur Geltung, dies war für mich doppelt ein Verluſt, weil hier Neſtroy ſeinen Thron anfgeſchlagen hat, und das Reich der komiſchen Muſe zugleich mit ſeinem Mitregenten Scholz gemeinſchaftlich zu beherrſchen übernommen hat. Die wenigen Darſtellungen, die ich ſah, waren alle vortrefflich — in ihrem Genre, muß man hinzufügen. Neſtroy's Komik iſt ganz lokal; ſie iſt dem Wiener Leben einverleibt, und kann wie eine Pflanze nicht gut verſetzt werden. In Berlin hat man an Neſtroy's Spiel weder Gefallen gefunden, noch ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit würdigt. Hier in Wien muß man ihn ſehn, jede ſeiner Späße, jedes ſeiner Geſten verſtänd und komiſch zu finden. Ich ſah ihn in einer P die er angeblich aus dem Franzöſiſchen übert eigentlich aber wohl ſelbſt componirt hatte flächlich einen franzöſiſchen Canevas ben

Es ist die Geschichte eines untergeschobenen Kindes, das man einem alten Hagestolzen heimlich in dessen Zimmer bringt. Das Entsetzen, das der arme Junggeselle bei Auffindung der unerwünschten Gabe zeigt, seine Versuche den muthmaßlichen Vater zu erforschen, die Verwicklungen, die auf diesem Wege herbeigeführt werden, sind eben so viele mit der frischesten Komik, dem lustigsten Humor ausgestattete Triumphe für Nestroy, der den alten Junggesellen giebt. Die zwei ersten Akte sind unübertrefflich an Wirkung, leider hat es dem Schöpfer dieser Posse gefallen, im dritten Akt eine Art musikalischen Quodlibet's einzuschachteln, das gar nicht paßt und den Zusammenhang des Ganzen zerreißt. Darin zeigt Nestroy, daß er kein Geschick für die dramatische Einheit seiner Entwürfe hat; er ist nicht Poet wie es Raimund war, für dessen Nachfolger er sich ausgiebt. Neben Nestroy glänzte Scholz, dessen Maske schon an und für sich eine ganze Posse aufwog. Er stellte einen Gimpel vor, der von seiner Frau betrogen wurde. Das Gesicht war durchaus eine Affenfratze; aber dennoch lag in ihr so viel ächt-

Dunkel und [illegible] Hoc
[illegible] zurück[illegible] und dem
[illegible] einräumte. Eine [illegible]
[illegible] Talent wurde mir i[illegible]
[illegible] Blumauer bemerkbar: lei[illegible]
[illegible] Bekanntschaft mit den [illegible]
[illegible] großen Welt, eleg[illegible]
[illegible] Konversationsstü[illegible]
[illegible] Ich habe au[illegible]
[illegible] Darstellerin gefu[illegible]
[illegible] dieses, oft [illegible]
[illegible] in welche[illegible]
[illegible] meisterhaft find[illegible]
[illegible] Blumauer müßte ein[illegible]
[illegible] Thätigkeit aufsuchen —
[illegible] bezeichnete, kann
[illegible] nicht für solche
[illegible] sein. In einem
[illegible] Lustspiele „Junge
[illegible] Birkbaum
[illegible] Komik
[illegible] von
[illegible] Beobachtung

der Natur basirt. Auch in diesem Lustspiel leistete Frau Blumauer Ausgezeichnetes. Ich denke mit Vergnügen an die Abende zurück, die dieses Theater mir gegeben. Nächst ihm ist das geschmackvollste und bequemste das Theater an der Wien. Die Dekoration des Hauses ist blau mit Silber; die Beleuchtung ist nicht gerade gut, aber auch nicht schlecht, die Logen werden hier schon eng die Parterresitze unbequem; die Bühne selbst hat die meiste Größe. Man giebt jetzt hier die durch die ganze Welt bekannten Wiener Zauberpossen. Hier ist's gewesen, wo der unvergeßliche Raimund der von der Kritik nicht genug gewürdigt worden ist, denn er war Poet in der eigensten Bedeutung, und dabei schöpferischer Darsteller, genialer Künstler, seine Muse zuerst der Welt vorführte. Aber dieses Theater besitzt noch einen großen Stolz, es brüstet sich mit der Thatsache, daß Mozarts unsterbliche Zauberflöte zum erstenmal hier das Licht der Welt erblickt habe. Als Erinnerungszeichen dieses Triumphes sitzt noch jetzt über dem Eingang zum Theater Papageno, und bläst seine Rohrflöte; neben ihm sein Vogelbauer. Das

menſchlicher Dünkel und lächerlicher Hochmuth, daß der Affe beſcheiden zurücktrat, und dem Menſchen den obern Rang einräumte. Eine Schauſpielerin von ſeltenem Talent wurde mir in der Perſon der Frau Blumauer bemerkbar; leichtes, graziöſes Spiel, und Bekanntſchaft mit den Manieren und Grimmaçen der großen Welt, elegante Toilette — befähigen ſie in Converſationsſtücken die Salondame zu ſpielen. Ich habe außer Charlotte Hagn keine deutſche Darſtellerin gefunden, die ſo fein und anmuthig dieſes, oft ſo grob behandelte Genre, ein Genre in welchem bekanntlich die Franzöſinnen ſo meiſterhaft ſind, darzuſtellen weiß. Frau Blumauer müßte ein geeigneteres Feld ihrer Thätigkeit aufſuchen — ein Theater wie das hier bezeichnete, kann ſchon ſeiner Beſtimmung nach nicht für ſolche Talente die geeignete Bühne ſein. In einem ebenfalls ſehr gut beſetzten Luſtſpiele „Junge Greiſe, alte Burſche“ ſah ich Herrn Birkbaum den Alten vortrefflich ſpielen. Seine Komik war keineswegs übertrieben, ſeine Maske von Wirkung, ſein Spiel auf genaue Beobachtung

der Natur basirt. Auch in diesem Lustspiel leistete Frau Blumauer Ausgezeichnetes. Ich denke mit Vergnügen an die Abende zurück, die dieses Theater mir gegeben. Nächst ihm ist das geschmackvollste und bequemste das Theater an der Wien. Die Dekoration des Hauses ist blau mit Silber; die Beleuchtung ist nicht gerade gut, aber auch nicht schlecht, die Logen werden hier schon eng die Parterresitze unbequem; die Bühne selbst hat die meiste Größe. Man giebt jetzt hier die durch die ganze Welt bekannten Wiener Zauberpossen. Hier ist's gewesen, wo der unvergeßliche Raimund der von der Kritik nicht genug gewürdigt worden ist, denn er war Poet in der eigensten Bedeutung, und dabei schöpferischer Darsteller, genialer Künstler, seine Muse zuerst der Welt vorführte. Aber dieses Theater besitzt noch einen großen Stolz, es brüstet sich mit der Thatsache, daß Mozarts unsterbliche Zauberflöte zum erstenmal hier das Licht der Welt erblickt habe. Als Erinnerungszeichen dieses Triumphes sitzt noch jetzt über dem Eingang zum Theater Papageno, und bläst seine Rohrflöte; neben ihm sein Vogelbauer. Das

Theater war aber nicht immer der heiterern Muſe allein geöffnet, auch Grillparzer's Ahnfrau zog hier ein, und trieb hier ihren mitternächtlichen Geſpenſterſpuk; und Sapho deſſelben Dichters ſtürzte ſich hier vom Felſen. Zur Zeit des Wiener Congreſſes wurde dieſes Theater ſo ausſchließlich ſtark beſucht, daß man über den im Viereck gebauten innern Hof eine Zeltleinwand ausſpannte um die Zuſchauermaſſe vor den Einflüſſen der Witterung zu ſchützen. Jetzt iſt dieſes ſo berühmte Theater faſt leer, und man kann ſich den Platz wählen, wenn man kommt. Die hier wirkenden komiſchen Hauptkräfte ſind die Herren Rott und Treumann. Der letztere, ein noch ganz junger Mann von unleugbarem Talent, und wie alle Wiener einheimiſchen Talente ſcheint er gleichſam auf der Bühne geboren, ſo iſt er auf ihr zu Hauſe. Dieſe gar zu große und ſchon ſo früh erlangte Routine iſt jetzt manchesmal dem Talente in ſeiner Fortentwicklung mehr hinderlich als förderlich, ſie begünſtigt die bekannte „Couliſſen-Reißerei“, der Verderb alles beſſern Strebens. Herr Rott

hat nicht die Volubilität der Zunge wie Nestroy, er spricht dafür für den Fremden verständlicher; im Ganzen genommen gleichen sich die Wiener Komiker — oft zum verwechseln. Es ist überall derselbe Typus. Dies schadet jedoch nicht, es spiegelt sich in dieser Eigenthümlichkeit der Volkscharakter, und somit bleibt das Genre immer frisch und mannigfaltig, während anderswo es schon längst knöcherne Manier geworden wäre. Diese Bühne und zugleich die der Josefstadt geben fast ausschließlich die bekannten Zaubermährchen und Spektakelstücke. Das Schema zu diesen Stücken ist ein sehr einfaches: irgend ein verwickelter Handel findet auf Erden statt, um ihn zu lösen mischen sich die Geister, die Feen uud Zauber ein. Die Moral ist handgreiflich ein Liederlicher wird gebessert, ein Hagestolz wird zur Ehe genöthigt, ein armes Liebespärchen wird mit Reichthümern überschüttet. Das komische Element dabei ist, daß im Feenreich platt wienerisch konversirt wird. Ein poetischer Gedanke, ein tiefer liegendes Motiv, wie bei den Raimund'schen Zauberspielen, liegt bei den neuen Produktionen nicht

zum Grunde. Während dieſes Faſchings hatten die Directionen dieſer beiden Theater es ſich zur Pflicht gemacht, die alten Poſſen in dieſem Genre wieder neu zu beleben, und ſiehe da — ſo ſtabil iſt Wien in ſeinem Geſchmacke — ſie haben ihre Würze nicht verloren. Eine derſelben mag hier — als Repräſentantin der Gattung — etwas näher beleuchtet werden. Sie heißt „die Fee aus Frankreich, oder der roſenfarbene Geiſt.“ Schon der Titel iſt gemacht um die Neugier zu reizen Was hat es mit dem roſenfarbenen Geiſt für ein Bewandtniß? Wie geht es zu, daß gerade aus Frankreich eine Fee kommt? ſo fragt ſich die neugierige Menge großer Kinder, die ſich vor dem Vorhang, der noch die Zauberwelt verſchließt, verſammelt haben. Nur Geduld, der Vorhang rauſcht auf, und — gleich nach den erſten Scenen ſehen wir ſchon die Fee aus Frankreich auf ihrem Wolkenthrone erſcheinen. Warum ſie gerade aus Frankreich iſt, erfährt man nicht — warum aber auch ſo neugierig ſein? Wir haben uns einmal darauf gefaßt gemacht, lauter unerklärliche Dinge mit anzuſehen. Die Fee aus Frankreich

begibt ſich nun an ihr Geſchäft, ſie geht daran, einen unverbeſſerlichen alten Junggeſellen von ſeinem Weiberhaſſe zu kuriren. Dieſe Aufgabe könnte recht hübſch gelöst werden, aber ſie wird unbeſchreiblich platt gelöst. Die Fee will ihr Opfer zur Liebe bekehren, und ſie läßt es alle Schattenſeiten der Verhältniſſe mit Frauen durchmachen — heißt das einen Hageſtolzen eines Beſſern belehren? Es kann nothwendig nur dazu führen, ihn erſt recht in ſeinem Weiberhaſſe feſt zu machen. Aber wir müſſen uns gleich anfangs gewöhnen, Conſequenz und überhaupt Sinn und Verſtand bei unſerer Poſſe aus dem Spiel zu laſſen. Zuerſt tritt der arme Hageſtolz in einen jungen Gimpel verwandelt auf, der ſentimentale Phraſen à la Werther — was an die Zeit der Entſtehung der Poſſe mahnt — winſelt. Er liebt eine Wäſcherin und hat zum Nebenbuhler ſeinen eignen Vater. Alſo zuerſt Qual — Entſagung. Dann wird er in einen eiferſüchtigen Mann verwandelt, einen Haarkräusler — er wird von ſeiner Frau betrogen; zweite Qual. In der dritten Prüfung wirbt er als dicker alter Pächter um eine junge

Bäuerin und wird von dieſer abgewieſen. Jetzt meint man, der Arme werde den Kreis ſeiner trüben Erfahrungen durchlaufen haben — aber nein; auch noch als Geiſt ſoll er ſchlimme Dinge zu hören bekommen. Zuletzt zeigt ſich wieder die Dekoration des erſten Aktes und die Fee aus Frankreich erſcheint auf's Neue; der Hageſtolz bekennt ſich reumüthig zur Liebe bekehrt. So wenig Sinn dieſes Zauberbild hat, ſo kommen dennoch Situationen von ächt komiſcher Wirkung darin vor, und ſo trefflich wie man hier gerade dieſe Gattung ſpielt — wird man zum Mitlachen gezwungen. Die Scene, wo der eiferſüchtige Friſeur, ohne es zu wiſſen, ſeine eigene Frau zum Ball friſirt; wie er den einen fehlenden Portechaiſenträger erſetzt, und ſie ſo ſelbſt auf den Ball trägt, iſt eine Erfindung, eines beſſern Stückes würdig. Auch macht es ſich phantaſtiſch komiſch, wie er als roſenfarbener Geiſt ſeiner eignen Leiche als Leidtragender zur Beerdigung folgt. Dennoch bleibt aber der Unſinn überwiegend. — Ein anderes altes Stück war „Sylphide das Seefräulein," und zu einem wahren Ent-

zückungssturme riß das Publikum dieser Bühne die Wiedererweckung der alten „Teufelsmühle auf dem Wienerberge“ hin. Es war gerade Fasching-Montag, und alle Kadettenschulen hatten sich entleert, und ihren jubelnden Inhalt der alten Teufelsmühle zugeschickt. Nie hab' ich noch ein so tausendstimmiges frisches Lachen gehört, noch nie ein so gänzlich kritikloses Publikum. Dicht neben mir saß ein kleiner Weißrock, der die Höhe seines Czako's nur um Weniges überschritt, und der einen mächtigen Säbel an seiner Seite hatte. Dieses kleine Wesen kam bald um vor Lachen und kreischte so laut und ungenirt, daß sein Stimmchen fast das Brüllen des armen Kasperle übertönte, der eben oben auf der Bühne auf dem Zaubereſel durch die Luft ritt. Aber nicht allein diese Knaben, auch ganz ernsthafte alte Männer hab' ich lachen sehen; sie mochten sich wohl an die Zeiten ihrer Jugend erinnern. Dabei klangen die alten Melodien so rührend kindlich — wie aus weiter, weiter Ferne herüber. Ich höre, man will auch die „Schwestern von Prag“ und die „Donaunymphe“ geben. Ich werde nicht verfehlen,

ſie mit anzuſehen. Das iſt das alte, wiedererweckte harmloſe Wien. Hier erinnert keine Sylbe an die Märzdonner und Märzblitze, die über unſerm Haupte dahingegangen.

Das Aeußere des Joſephſtädter Theaters iſt das am wenigſten elegante unter den Vorſtadttheatern, doch würde man ſich immerhin glücklich ſchätzen, ein ſolches Theater innerhalb der Stadtmauern zu beſitzen. Ich ſah auf dieſer Bühne ein neues Feen- und Zauberſpiel, das ſich die Aufgabe geſtellt hatte, in die von Raimund angegebene Bahn wieder einzulenken. Aber der Verſuch war gänzlich verfehlt. Was bei Raimund, dieſem urſprünglichen Dichter, ſich als wahr empfundene Gefühlstiefe kundgab, ſchimmerte hier als bloß ſentimentale Rühr-Phraſe, der Organismus des Stückes brach bei der erſten Scene ſchon zuſammen, die abſichtlich angebrachten modiſchen Schmeicheleien für das Volk wirkten das Gegentheil, die Perſonen waren ſinn- und charakterlos. Das Publikum zeigte eine geſunde Kritik, denn ſchon bei der dritten Aufführung des „Roſenzaubers“ war das Haus nur ſpärlich

ſetzt. Bei Glück machenden neuen Stücken gehören fünfzig, ja hundert Darſtellungen zu nichts Seltenem. Doch war bei dieſem Stücke das Auffallende, daß zum erſten Male politiſche Anſpielungen darin vorkamen, etwas, was ich bis jetzt noch in keinen der hieſigen Darſtellungen zu hören bekommen. Man ſagte mir, daß noch vor kurzer Zeit zurück es Stücke gegeben habe, die von ſolchen Anſpielungen wimmelten, und gleichſam zuſammengehäuften Artikeln irgend eines oppoſitionellen Blattes glichen. Es wäre mir intereſſant geweſen, ein ſolches Stück hier in Wien zu ſehen, und das Verhalten des Publikums dabei zu beobachten; in Berlin, wie ſchon bemerkt, hat dieſes Genre eigentlich nie aufgehört, und das ſo vortreffliche Witzblatt Kladderadatſch ſteht in unausgeſetztem Wettkampf mit den kleinern Bühnen in Berlin, welcher Theil dem andern es in pikanten, mehr oder minder verſteckten Anſpielungen auf die Tagesgeſchichte zuvor thun kann. Dies gibt allen Produktionen der dortigen Bühne den vibrirenden Nerv. Ein Theil des Publikums ärgert ſich, ein anderer freut ſich, aber

beide ſind unleugbar bewegt, und bewegen ihrerſeits wieder die Darſteller. Ich bin weit entfernt, dieſem Kitzel, wenn er weiter nichts iſt, als das, das Wort zu reden, iſt er aber, wie unleugbar in Berlin, das Zeugniß der Intelligenz, des Mitlebens aller Klaſſen der Bevölkerung mit dem Staatsleben, ſo kann man dieſe Regſamkeit nur mit Freude begrüßen, und ſie iſt jeder Art von Kunſt, der Bühnenkunſt nun insbeſondere, unendlich förderlich. Die beſten Stücke ſind die, an welchen die Zeit Mitarbeiterin iſt, und die ſchlechteſten ſicherlich die, welche in der abgeſchloſſenen Stille eines Gelehrtenzimmers entſtehn. Ich ſpreche hier von der Volksbühne. Heutzutage iſt aber mehr oder weniger alles Volksbühne; ſelbſt der edle und ſeriöſe Styl, wenn wir genau analiſiren wollen, borgt ſeine anziehendſten Reize von dort her. Dies iſt der Umſchwung der Dinge. Wir können und wollen uns ihn nicht verhehlen. Hier in Wien ſcheint man der Anſicht zu ſein, daß völliges Schweigen über die nächſte Vergangenheit das beſte Mittel ſei, eine geſunde und ruhige Zeit wieder

möglich zu machen. Dieſes Schweigen hat man dem öffentlichen Leben auferlegt, vielleicht wird man's auch der Preſſe bald auferlegen. —

Ich will dieſen Uebergang, der ſich ungeſucht eben darbietet, benützen, um raſch auf die Literatur überzugehn. Es verſteht ſich daß hier nur von denen die Rede ſein kann, die man nach einem alten, und noch in den Compendien der Literarhiſtorien vorkommenden Ausdruck, die „ſchöngeiſtige" Literatur nannte. Vorerſt ſei mir geſtattet etwas über die ebenfalls ſehr veränderte Stellung derjenigen Männer von Talent zu ſagen, die früher ausſchließlich durch ihre Perſon weniger als durch ihre Werke der beſſern und beſten Geſellſchaft angehörten. Ich will von dem ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht ſprechen, beſonders nicht von der letzten Hälfte deſſelben wo eine wahre Abgötterei mit den Poeten in Poeſie und Proſa getrieben wurde; wo man an den Höfen ſelbſt dichtete und Romane ſchrieb, und Poeten und Romanendichter mit der zuvorkommendſten Aufmerkſamkeit aufſucht. Man erinnere ſich nur an das Elb-Athen, an das Ilm-

Athen, an das Iſar-Athen und an die kleinen ſonſtigen Athene, und denke an den Triumphzug den Göthe durch die Prunkſäle der Großen gethan, und daß er dieſen Triumphzug erſt mit dem Tode und in einer Fürſtengruft beſchloß. Ich will nur an die letztvergangenen Dezennien unſers Jahrhunderts mahnen und zu dieſem in Vergleich ſehen wir jetzt Literatur und Literaten zu einem Vergeſſen und Nichtbeachten, zu einem abſichtlichen und oft rohen Zurückweiſen verdammt. Ganz entſchieden iſt jetzt dieſes „Hinausſtoßen" der Literatur von den Märztagen wahrzunehmen. Die Lager haben ſich geſondert, und die Poeten ſind zum Lager des Feindes übergelaufen, dieſe undankbaren Poeten, denen man ſo viel in den Palästen geſchmeichelt, die man mit Zuckerbrot und Liebkoſungen gefüttert, ſind zum Feinde übergelaufen. Woher kommt das? bei den wenigſten dieſer flüchtigen Tagestalente iſt's das was man „Geſinnung" nennt, was ſie zum Uebertritt bewogen, bei der größern Zahl iſt's Mod und Hang nach Neuem. Nur zwei oder d Fälle mag es geben, wo die Poeten unſerer I

„die Stimme der Zukunft in ihrem Herzen tragend“ ſich von dem eitlen Treiben einer demoraliſirten Welt abgewendet haben, um dem Ideale der Einfachheit und der Natur, dem Ideale einer geläuterten Staatsform anzuhängen. Ich ſage nur zwei bis drei Fälle, und in dieſe wenigen Träger unſerer poetiſchen Intelligenz theilen ſich Deutſchland, Frankreich und England. Die übrige faſt unzählbare Menge poetiſcher Halbtalente geht mit der Strömung mit, und wenn dieſe ſtockt, ſtockts auch bei ihnen. Sie haben nichts zu ihrem Eigenthume als die Modephraſe des Tages; mit dieſer machen ſie Taſchenſpielerkunſtſtückchen. Dennoch da ihrer ſo viele ſind, wirken ſie wieder durch die Maſſe, und dürfen deßhalb nicht unbeachtet bleiben. Es fragt ſich alſo ob die Höfe und die in ihre legitime excluſive Stellung zurückkehrende höhere Geſellſchaft wohl daran thut die Schriftſteller des Tages, die Talente der Menge vornehm zu belächeln, kalt zu ignoriren wie ſie es früher gethan, als lange ſchon vor den Märztagen die Literatur mißliebig wurde. Ob es nicht vielmehr klug

wäre ſie durch alle Mittel, ſelbſt durch Schmeichelkünſte zu ſich in das eigene Lager zu locken? Alle Welt ſieht ſich heutzutage nach Bundesgenoſſen um; wir haben bis jetzt die Kanonen und Bajonette gehabt, verſuchen wir es einmal mit Romanen und Gedichten. Daß ein Gedicht wirklich ein Kunſtwerk ſei, darauf kommt es nicht an, die echten Kunſtwerke haben das Ueble an ſich, daß ſie nicht Jedermann verſteht, daß ſie zu ihrem Verſtändniß Anſtrengung und Hingebung erfordern, etwas was wiederum nicht Jedermann bei der Hand hat; alſo man nehme die Talente, nicht in ſo fern ſie ſich wiegen ſondern inſofern man ſie zählen kann. Mit andern Worten man bringe die Poeten wieder in die Säle, aus denen ſie entwichen ſind, mann füttre ſie wieder mit Zuckerwerk, man ſchmeichle ihnen wieder, indem ſchöne elegante Frauen ihre Verſe citiren, Staatsmänner ihre Romane leſen. Man wird die Wirkung ſehen. Es gibt kein charakterloſeres Geſchöpf unter den Sonnen als ein Poet und nun vollends die Halb-Poeten unſerer Ta — die ſind käuflich — alle — alle! Wer es n

durch Gold iſt, iſt's durch Schmeichelei, die beſſere Sorte durch die gehörige Miſchung von dem Einen mit dem Andern. So iſt die Welt immer geweſen, ſollte ſie heute aufgehört haben ſo zu ſein?

Der Wiener Hof und die Wiener Geſellſchaften gehn am allerweiteſten in dem, was ich oben „Wegſtoßen" der Literatur genannt habe. Schon ohnedies hat hier nie die Literatur ſich Hütten bauen können; jetzt aber iſt entſchieden die eine von der andern gehaßt und gemieden. Da dieſer Zuſtand auf die Länge nicht haltbar iſt, ſo ſteht eine Ausſöhnung in Hoffnung.

Demzufolge habe ich wenig von Büchern, gar nichts von Schriftſtellern in der höhern Geſellſchaft bemerkt. „Was ſoll man leſen?" ſagte mir eine junge Dame, „Mama hat mir geſagt, Alles ſei ſchlecht, was heutzutage in den Büchern ſtehe." — „Aber langweilen Sie ſich denn gar nicht, wenn Sie gar nichts zu leſen haben?" — „Mama hat mir Humboldt's Kosmos gegeben, und dann hab' ich die Briefe von Sevigné." Alſo

die uralten Briefe der Sevigné, und ein modernes gelehrtes Werk vertreten die Stelle der schönen Stunden, wo vierzig Jahre zurück ein Lafontaine'scher Roman die junge Brust wallen, und das kleine Herzchen klopfen machte! Ist das nicht ein trauriges Mißverhältniß zwischen Poesie und Jugend, zwischen Poeten und hübschen Mädchen — zwei Dinge und zwei Geschöpfe, die in einer nur irgend „geordneten" Welt immer zusammengehören. Aber unsere Welt ist eben noch nicht geordnet. Darum dies widernatürliche Bündniß junger Mädchen mit dem Kosmos und der Sevigné.

Dieses Beispiel lehrt, daß nicht allein die politische Klugheit, sondern auch unser wahrer Vortheil uns dahin bringen muß — ich spreche hier im Namen der höhern Gesellschaft — uns mit den Poeten gut zu stehn, denn wie wollen wir uns amüsiren? Bücher sind nöthig. und unter diesen Romane und Gedichte am nöthigsten. Sind wir gut Freund mit unsern Poeten, so schreiben sie lauter amüsante, rührende oder spaßhafte Sachen — sind wir aber auf gespanntem

Fuße mit ihnen, so fahren sie fort, so bitterböse, langweilige Dorfgeschichten zu schreiben, wo immer nur schmutzige Buben oder Dorfflegel die Heldenrollen spielen, und nebenbei auf Alles gepoltert wird, das einen ganzen Rock trägt, oder gar noch einen seidenen Rock.

Also ihr schönen Damen des Salons — strengt euch ein wenig an und „bezaubert" die Dichter, und ihr Poeten seid nicht so gar „bärenhaft", werft nicht immer Weingläser um, wenn man euch zu Tische bittet, schleudert nicht Jedem eine Impertinenz und einen rothen Bart ins Gesicht, der sich euch nähert! Kurz, beide Theile, gebt von beiden Seiten nach! Ihr könnt ohne Genuß, ohne Reichthum, ohne Glanz nicht leben, sonst wäret ihr keine Poeten, und ihr vornehmen Herren und Damen, ihr kommt um in euren schönen Sälen, wenn man euch nicht Poesie, Phantasie, hübsche Träume, erregende Bilder, muthwillige Gedanken, und wie die Schätze alle heißen, die aus dem Füllhorn der Muse stürzen, zuträgt. Ihr seid sonst beschränkt auf eure Trüffelpasteten, auf den Reichthum, auf das Alter, auf die Karten. —

Drei Häuser kann ich nennen, wo ich von Büchern und Literatur sprechen hörte; es ist dies der Salon der liebenswürdigen und durch den feinsten Geist gebildeten Gräfin Ficquelmont, bei der sich die ganze vornehme Welt Wiens und die beste exclusivste Gesellschaft allabendlich nach dem Theater versammelte; dann das Haus der Baronin Pereira, die Freundin Zedlitz's, Grillparzer's u. A., und dann bei einer Ausländerin, der Frau von Goethe, die schon durch ihren Namen, wenn es nicht durch ihre Persönlichkeit, die voll Genialität und Geist ist, gespähe, die Literaten anzieht. In diesen drei Häusern hab ich von den hiesigen Literaten sprechen gehört, sie aber nur in dem letztern gesehen. Bei Frau von Goethe scheint gleichsam neutraler Boden zu sein, und deshalb kommen die Gesetze des Belagerungszustandes bei ihr nicht in Anwendung. Doch hab ich noch ein Haus vergessen, wo ich ebenfalls hiesige Notabilitäten der Feder sah, es ist dies das Haus des neuen Direktors des Hofburgtheaters, Herrn Laube, der selbst ein Mann von Bedeutung in unserer modernen

ſchöngeiſtigen Literatur iſt. Er, und in noch höherem Grade ſeine liebenswürdige Frau, beſitzen die Gabe, die norddeutſche geiſtig durchwürzte Geſelligkeit auf hieſigem Boden geſchickt überzutragen. Ich ſage geſchickt, denn jede Abſicht, welche man durchzuführen glauben müßte, wäre hinreichend, den Stolz der Wiener dergeſtalt anzuregen, daß die gute Wirkung nothwendig wäre paraliſirt worden. Laube hält jeden Montag eine kleine geſellige Vereinigung bei ſich, deren Mitglieder bei zwangloſem Geplauder oft tief in die Nacht hier zuſammenbleiben. Das Geſpräch, obgleich faſt lauter Bühnenkünſtler dabei gegenwärtig ſind, ſinkt nie hinab zu jener Sorte ſaloppen Theatercommerage, jener Anhäufung trivialer Anekdötchen, die ſonſt wohl den Inhalt der Schauſpieler-Plaudereien ausmachen. Hier hab ich den geſprächigen, ungekünſtelten, jovialen Halm (Freiherrn von Münch-Bellinghauſen) kennen gelernt, der gerade als das Gegentheil des Bildes erſcheint, das man ſich von dem ſentimentalen Verfaſſer des überzarten „Sohns der Wildniß“ macht. So viel Kränklichkeit ſeine

Dramen haben, ſo viel Geſundheit hat er ſelbſt. Ich wüßte keinen deutſchen Dichter, der einen belebtern und angenehmern Geſellſchafter abgäbe, als Halm, und es iſt Schade, daß ſein Amt bei der k. k. Bibliothek ihn an Wien ſtreng gefeſſelt hält; es wäre zu wünſchen, daß er in perſönlicher Bekanntſchaft durch ſeine freie, offne Natur, ſein geiſtig angeregtes Weſen den Kreis ſeiner Freunde, den ſeine Muſe ihm erworben, erweitern helfe. Eine von dieſer völlig verſchiedene Aeußerlichkeit zeigte der Luſtſpieldichter Bauernfeld. Verſchloſſen, ſtarr, alle Welt mit mißgünſtigen und faſt ſtieren Blicken anſchauend, macht er beinahe einen unheimlichen Eindruck. Man weiß nicht, ſoll man dieſes ſcheue und ſchroffe Weſen für eine Folge von gemachter oder wirklicher Krankheit annehmen. Eine böſe Metamorphoſe für einen Luſtſpieldichter. In dieſen kleinen belebten Abendkreiſen, die immer mit einem ächt wieneriſchen copiöſen Souper endeten, ſah ich auch das Künſtlerpaar Rettich und Herrn Meixner, dem ich auf der Bühne den Zoll meiner Anerkennung abgeſtattet. Dieſe künſtleriſchen Bega-

heiten sind gebildet, umgänglich, von feinen Sitten und Lassen, wenn man eine Parallele mit andern Schauspielern zieht, den Vortheil auf ihre Seite fallen. Ueberhaupt ist das Institut des Burgtheaters, je länger ich es zu beobachten Gelegenheit habe, gerade ein solches, wie man sich's für eine große, einflußgebende Hauptstadt wünschen muß, es trägt die Elemente der Poesie und der geistigen Erhebung mit jener feinen Klugheit und der umsichtigen Weise ins Publikum, so daß dieses belehrt und erzogen wird, wo es nur glaubt sich amüsirt zu haben. Wohl der Bühne, die auf eine solche Art wirkt, die ihre Würde nie vergißt, aber auch nie diese Würde anstößig prahlend immer zur Schau trägt.

Zedlitz ist von Wien abwesend, und weilt in ländlicher Stille, den greisen Grillparzer hab ich nicht aufsuchen mögen, weil ich aus den Aeußerungen, die man mir von ihm gemacht, glaube schließen zu dürfen, daß ihm in seiner selbstgewählten melancholischen Einsamkeit jede Art von Besuchen unerwünscht sein würde.

Noch muß ich einer besondern, spezifisch

östreichischen kleinen Dichtergenossenschaft Erwähnung thun, dies sind die naiven Volksliederdichter. Als der Patriarch derselben ist der auch außerhalb Wien beliebte Castelli zu betrachten, ihm zur Seite stehen Seidl, Vogl, Stelzhammer und der Baron Klesheim. Die Werke dieser gemüthlichen Dichter erleben mehre Auflagen, und sie haben das Verdienst, lange vorher schon die Dorfmuse gefeiert zu haben, ehe noch unsere modernen Bukoliken auftauchten. Bei ihnen ist Natur was bei den Neuern Grimmaçe ist. Es ist nur Schade, daß die im Dialekt — dies ist besonders bei Stelzhammer der Fall — gedichteten Liedlein kaum verständlich sind ohne eine Uebersetzung, und man muß gestehen, daß ein deutsches Lied ins Deutsche übersetzt eine etwas sonderbare Abnormität ist.

Lenau, unzweifelhaft der größte östreichische Poet der Neuzeit, liegt in kühler Gruft.

Man kann sich denken wie begierig ich war, den Träger einer der ältesten Kronen Europas, die auf ein so junges Haupt gesetzt worden, zu sehen. Man sagte mir gleich bei meiner Ankunft, daß es nicht schwierig sei dem Kaiser zu begegnen, er sei oft auf den Straßen, bei den täglichen Revüen und bei seinem Gange in die Schloßkapelle zu sehen; doch dies genügte mir nicht; mein schwachsehendes Auge hätte wenig von einer so flüchtigen Erscheinung auffassen können, ich wartete daher, bis ich ihn in einem Ballsaale zu Gesichte bekommen würde. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Die prachtvollen Gemächer des Fürsten Liechten-

ſtein öffneten ſich, um den Hof und die Elite der Geſellſchaft Wien's aufzunehmen, und hier war es nun, wo ich den Enkel einer ſo glorreichen Reihe kronentragender Helden zuerſt erblickte. Die Geſellſchaft hatte ſich bereits in den am Ballſaale anſtoßenden Gemächern verſammelt, und man wartete der Ankunft des Hofes. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß die Erzherzogin Sophie nicht erſcheinen werde, daß ſie unwohl ſei; ſchon fürchtete man, der junge Kaiſer werde auch nicht kommen. In den Mienen der geputzten Schönen zeigte ſich ein Ausdruck des Schreckens; doch die Beſorgniß war grundlos. Man ſah die ſchöne ſchlanke Geſtalt der Fürſtin von einem Diener geleitet eilig der Treppe zueilen, von wo der erlauchte Gaſt kommen mußte, und nicht lange dauerte es, ſo ſah ich die Straße hinauf, die von lauter Ordensſternen und flimmernden Atlasroben gebildet wurde, die Fürſtin am Arme eines jungen Mannes herankommen der — ſo ſehr ähnlich ſind ihm die überallverbreiteten Bilder — kein anderer als Franz Joſeph ſein konnte. Er ging ſehr ſchnell, verbeu

ſich nur ſehr wenig, und in ſeinen Mienen lag keine Befangenheit, aber auch keine Sicherheit. Er trug die Uniform eines Kavallerieregimentes, weiß mit dunkler Bekleidung abwärts; auf ſeiner Bruſt zeigte ſich der Orden des goldenen Vließes und der ruſſiſche St. Georgen Orden, ein Ehrenzeichen, das ihm der Kaiſer Nikolaus, nach der Affaire bei Raab, wo der junge Kaiſer Beweiſe perſönlicher Tapferkeit abgelegt, ſendete. Da es nicht meine Abſicht ſein kann zu ſchmeicheln, ſo wird man auch nicht erwarten, daß ich die Dinge und Perſonen in irgend einem andern Lichte auffaſſe, als ſie dem unbefangenen Auge des gänzlich freiſtehenden Beobachters erſcheinen. — Der junge Kaiſer ſetzt in Verwunderung durch das ſo ſehr Maßvolle ſeines Benehmens — man möchte manchesmal die Jugend hervorbrechen ſehen, dieſen Mund ſpottend verzogen, dieſe Augen blitzend, über dieſe Lippen ein raſches, feuriges Wort der Jugend hinbrauſen hören — von Allem dem nichts! Er hat keine jugendlichen Zuſammenkünfte, er ſchwärmt nicht mit dem jungen Adel ſeines Throns, man weiß von keinem

Egarement und immer ist er gleich ernst und nie hört man von ihm — auf den so viele Ohren lauschen — irgend eine seine Stellung kompromittirende Aeußerung. Man erzählt, daß Franz Joseph — als man ihm die Krone angetragen, die der Vater und Oheim von sich gewiesen, drei Tage hindurch hat zur Annahme überredet werden müssen, und als er sich endlich entschlossen, hat er ausgerufen: „So leb' denn wohl, meine Jugend!" Wenn diese Anekdote wahr ist, so zeigte sie das richtige Gefühl an, das den jungen Fürsten beim Antritt seiner imponirenden und wichtigen Mission geleitet; eine Krone in unsern Tagen, und gerade diese Krone war zu jener Zeit ein Geschenk, an dessen Annahme selbst die leichtsinnigste Jugend dunkle Ahnungen knüpfen mußte; es ist demnach natürlich, daß Franz Joseph so sprach; es würde aber den Charakter der wahren Fürstengröße verkennen heißen, wenn man glauben wollte, ein Fürst müßte, weil er eine Krone trägt, aufhören jung zu sein. Gerade die Energie der Jugend ist's, die wir so nöthig haben, die rapide Spannkraft,

das Ungeschwächte in den Eindrücken und Empfindungen. —

Während des ganzen Faschings versäumte er von den vielen Festen, die sein Adel ihm bietet, kein einziges, und immer ist er der Erste und Letzte auf dem Kampfplatze Terpsichorens. Er eilt, wenn die ersten Klänge eines beginnenden Tanzes erschallen, unermüdlich herum, um sich eine Dame aus dem blühenden Getümmel der Schönen, die um ihn herwogen, auszusuchen. Dies ist ihm nur erlaubt, wenn die Etikettetänze abgethan sind, und die Damen, mit denen er tanzen muß, denen endlich weichen, mit denen er tanzen will. Ja, so weit läßt er seiner Jugend ihr Recht wiederfahren, daß er kund gibt, daß er mit einigen Damen tanzen will. Es ist dabei interessant und für die östreichische Aristokratie, diese stolzeste der Erde, bezeichnend, daß, wenn eine junge Dame von dem Kaiser auf die ebenbeschriebene Weise aufgesucht und engagirt wird, sie nichts von der zuvorkommenden Freundlichkeit merken läßt, die anderswo bei solcher Gelegenheit die so bevorzugten Damen

an den Tag legen. Die Aufforderung des jungen Kaiſers wird eben ſo graziös und natürlich freundlich aufgenommen, als die eines jeden andern Cavaliers. Dieſe Ruhe, bei aller bezaubernden Freundlichkeit, hat etwas Imponirendes; freilich iſt ſie auch das höchſte Merkmal des Stolzes, denn ſie ſagt offen: ich bin ſo geſtellt, daß ich in dem, worin tauſend Andere Ehre und Auszeichnung ſehn, nur das Alltägliche und Gewohnte erblicke. Und ſo ſind auch dieſe ſtolzen Fürſtengeſchlechter, dieſe Inhaberinnen von Wappen, die jahrtauſendalter Glanz umkleidet — es kann für ſie nichts mehr ſich ereignen, was ihnen ein Lächeln der Ueberraſchung abnöthigte — und dennoch zeigen ſie, wie die jungen Götterbilder — immer eine heitre, unumwölkte Stirn. Unter einer Fülle von Diamanten und Blumen glänzen oft die lieblichſten, kindlichſten Köpfchen hervor. Dieſe unantaſtbare Sicherheit und Heiterkeit iſt das ſicherſte Zeichen einer noch auf unerſchütterter Baſis ruhenden Ariſtokratie. Und dieſe Ariſtokraten findet man nur hier in Oeſtreich. Mi dieſem koloſſalen Vermögen, mit dieſem unermeß

lichen Länderbesitz verbindet sich der alte Name, und beide zusammen geben dem Worte „Aristokratie“ jene Bedeutung, die es im Kampfe mit den Kronen einerseits, mit dem Volke anderseits in weltgeschichtlicher Wichtigkeit zu allen Zeiten gehabt hat.

Ich sah den Kaiser den Ball eröffnen mit der jungen Fürstin Liechtenstein, der Tochter des Hauses, dann folgte die schöne Fürstin Trautmannsdorf, die Fürstin Clary, die in Toilette und Lieblichkeit der Erscheinung hervorragendste Blume des Tanzsaals, — es folgten dann ein ganzer Flor schöner Frauen, ich will darunter nur die Dame des Hauses nennen, die mit einer edlen junonischen Gestalt ein Profil von der reinsten griechischen Schönheit vereinigt; nicht weniger ausgezeichnet dem Auge, obgleich in völlig anderem Schönheitsstyle zeigte sich die Fürstin Schwarzenberg, an Lieblichkeit bezaubernd die Gräfin Julie Hunyady — mit der der Kaiser den Cotillon tanzte. Der Kaiser unterläßt nie auch die Masurka mitzutanzen, er tanzt jedoch diesen Lieblingstanz der Polen und Russen, so wie man

ihn in Deutschland ausführen sieht, nämlich wie jeden andern Gesellschaftstanz, ohne jene capriciöse Wildheit und geniale Mannigfaltigkeit, wie man ihn in den Ballsälen Petersburgs oder Warschau's sieht. Graf Bludoff von der russischen Gesandtschaft leitete den Tanz, er gab die Figuren desselben an. Gegen halb zwei Uhr arrangirte sich der Cotillon; es wurden besonders zu diesem Zweck eingerichtete Polsterbänke in den Saal gebracht, und jetzt bildete sich ein wahrhaft überraschend lieblicher und prächtiger Anblick, nämlich das Auge übersah den Kranz der Tänzer in ihren glänzenden Uniformen und der in Diamanten und Blumen funkelnden jungen Damen, von denen in der That immer Eine schöner wie die Andere war. Der Cotillon ist übrigens eine Art Campagne, und für eine nicht sehr robuste Tänzer-Natur wirklich nicht ganz gefahrlos; denn er dauert fast drei Stunden. Die Musik theilte sich in zwei Abtheilungen, wenn die eine ermüdet schwieg, fiel die andere ein. Nach diesem „langathmenden" Tanze begab sich die Gesellschaft in die untern Säle, wo das Souper in einzelnen

Tischen zu zwanzig Personen aufgestellt war. Der Anblick der bunten Menge wie sie die prachtvolle, mit Bildsäulen und Vasen geschmückte Treppe niederstieg, war eigenthümlich anziehend; es glich dieser geschmückte Menschenstrom einer Cascade von Blumen, die in Absätzen ihre farbigen und diamantblitzenden Wellen langsam niederwälzte. Unten angelangt vertheilte sich die Menge und nahm an den in Silber und Kristall funkelnden Tischen Platz. Zur Bedienung sah man die absonderlichen Figuren der Läufer mit ihren federgeschmückten Kaskets und der seltsamen Kleidung, wie man sie noch auf alten Bildern sieht, erscheinen, zugleich die Leibhusaren des Fürsten in dem reichsten Kostüme mit dem Dolman und einer Goldstickerei, die die ganze Gestalt fast überdeckt.

Doch ich bin von der Beschreibung der Hauptperson dieser luxuriösen Fête abgekommen. — Trotz dieses unausgesetzten Tanzens sah man dem jungen Kaiser keine Ermüdung an, aber auch keine Steigerung der Fröhlichkeit. Von dem ersten Schritt an, den er in den Saal that, bis zu dem Augenblick wo er ihn verließ, blieb er sich völlig gleich.

Bei Privatfesten pflegt er eben nur zu tanzen, die Hoffeste, wo er nicht tanzt, sah ich ihn die Tournée machen, und mit den an Rang und Alter angesehenen Gästen sprechen. Hier bewundert man eben an dem jungen Fürsten die Gabe Jedem etwas Passendes zu sagen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und niemals etwas berührend, was nicht berührt werden darf, und worauf doch das Lauscherohr so begierig horcht. Wenn er auf diese Weise „seinen Weg" macht, kann man bemerken, wie das Mutterauge ihm mit stets wahrer Theilnahme folgt. Es liegt etwas Rührendes darin, und ist ein Zeichen mehr, wie innig das Band der Liebe sein muß, das die Herzen dieser Kaiserfamilie unter einander verbindet. Auch ein anderes, scheinbar geringfügiges, und von Vielen unbemerkt gebliebenes Zeichen dieser Anhänglichkeit der Söhne an die Mutter, fiel mir auf, und ich kann es mir nicht versagen, es hier in die Erzählung mit einzuschalten. Die Erzherzogin trug ein rothsammtenes Baret — es war dies beim Feste des Fürsten Schwarzenberg — an diesem waren einzelne

kleine, freihängende Diamantenbüschel angebracht. Eines dieser troddelartigen Ausschmückungen hatte sich gelöst und war zum Fuß des Sopha's niedergefallen. Die Dame, die neben der Erzherzogin saß, hatte es nicht bemerkt, wohl aber sah es der Sohn, der eben tanzte. Sogleich eilte er auf die Mutter zu, hob das Entfallene auf, und machte auf eine sehr geschickte Weise Kammermädchendienste bei seiner Mutter, die auch ruhig still hielt, und die Hände des jungen Admirals — es war der zweite Bruder des Kaisers und man sagte mir, er werde der Flotte des Kaiserreichs als Chef vorgesetzt werden — in ihrem Kopfputz wühlen ließ. Als er seine Arbeit — schlecht und recht wie sich denken läßt — vollendet und die Quaste wieder an ihren Platz, von dem sie echappirt war, angeheftet, kam er zu seiner Tänzerin zurück, und stürzte sich mit dieser von neuem in den Strudel der Galoppade. —

Das Gesicht des jungen Kaisers bildet kein so schmales Oval, als man in den meisten Bildern es findet; es ist mehr rundlich. Die Augen sind nicht groß, und ich habe schon bemerkt, daß

ihr Blick noch nichts Scharfes, nichts Ausgeprägtes hat. Die Naſe iſt klein und proportionirt, der Mund durch die etwas vollen Lippen an die charakteriſtiſchen Eigenheiten der Familienphiſiognomie erinnernd, entbehrt nicht der Lieblichkeit bei dem Lächeln, wobei ſich zugleich ſchöne Zähne zeigen. Das Haar iſt mit großer Einfachheit glatt geordnet, von einem dunklen Braun. Die Bewegungen des Kopfes und der Schultern ſind natürlich und frei — man ſieht nirgends den Willen durch „Stellung“ oder „Miene“ zu wirken. Auch hat er weder den künſtlichen Abandon der anlehnenden, nachläſſigen Stellungen, noch das abſichtlich ſtarre und impoſante der militäriſchen Attitüde. Man ſagte mir, daß wenn er Audienzen ertheilt, ſich etwas von dieſer, dem Fürſten ſo ſehr nöthigen — „Geltendmachung der Perſon und des Ranges“ kund gebe. Bekanntlich hatte der gute Kaiſer Ferdinand nicht den leiſeſten Anflug von der Kunſt des Repräſentirens an ſich, und weder der Oheim noch der Vater des jungen Kaiſers haben ein Talent dieſer Art beſeſſen. Joſeph II. ſoll es im hohen

Grade beſeſſen haben, und in ſeinem berühmten Zuſammentreffen mit dem Papſt, der nach Wien kam um ihm einen eben ſo ſeltenen als unerwarteten Beſuch abzuſtatten, hat er Probe davon abgelegt, wie ein Fürſt durch tauſend geiſtreiche Impromptus des Ceremoniels die pikanteſten Wirkungen durch ſeine Perſon, durch ſein bloßes äußerliches Auftreten hervorbringen kann. Maria Thereſia, trotz ihrer einfachen familienmütterlichen Natur, verſtand dennoch, wenn es darauf ankam, alle „Künſte“ des Purpurs geltend zu machen. Unſere Zeit braucht Fürſten die vor Allem blenden und imponiren; die Politik des „Regenſchirms und der Händedrücke“ wie ſie der Bürgerkönig in Mode gebracht, hat mit einer „Flucht im Fiaker“ geendet. Dieſes „Kokettiren“ mit dem Volke — ſo ſehr verſchieden von der wahren Liebe zum Volke — hat der Krone unendlich geſchadet. Der Fürſt wetteifert mit ſeinem geringſten Unterthan in den „Tugenden der Kinderſtube“ und der Glanz der „Krone der Cäſaren“ geht in den beſcheidenen Schimmer des Lichtſtümpfchens über, bei deſſen Scheine ein

paar schadhafte Strümpfe gestopft werden. Man lobt so sehr und immer wieder die „Einfachheit“ unserer Fürsten — ist dieses wirklich so sehr zu loben? Sollte nicht eine gewisse Zurückhaltung, ein Seltenmachen der Person — von unberechenbarem Nutzen sein? Die Menge hat die böse Angewohnheit: was sie kennt, was sie täglich sieht — achtet sie nicht. Anfangs findet man die Familiarität des Fürsten mit dem Volke interessant, dann fordert man sie als ein Recht zuletzt geringschätzt man sie als eine Pflicht des Fürsten und seine täglich wiederkehrenden Demüthigungen werden mit Hohn aufgenommen.

Unter den unzähligen Statuetten, die die Kunstläden von dem Kaiser darbieten, ist keine, die die Wahrheit wiedergibt. Ein paar dieser Gebilde zeigen einen äußerst schlanken jungen Mann, dessen Wuchs zu einer widernatürlichen Dünne emporgezogen ist; Andere machen wieder aus ihrem Modell einen starkbrustigen und starkschultrigen, fast corpulenten jungen Mann — Beide gehen irre. Der Kaiser ist nicht hoch gewachsen, er hat mittlere Größe, er ist nicht dünn-

leibig mager, er hat nur die noch nicht ausgebildeten Formen der Jugend, seine Körperkonstitution ist allerdings nicht robust, aber sie ist auch nicht schwächlich, vor allen Dingen ist sie nicht schwindsüchtig dürr, wie jene Zerrbilder sie darstellen. Die Statuetten, die den Kaiser als breitschulterig nnd voll gewachsen darstellen, irren freilich ebenso. Eine kleine Reiterstatue, die man hier fast in allen Häusern findet, zeigt ihn im Sattel sich umwendend, mit der Rechten sich auf die Croupe des Pferdes stützend. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Stellung etwas Leichtes, Graziöses hat, doch ist auch hier die Figur zu lang, zu dünn, zu schmächtig. Am geeignetsten und der Natur am nächsten kommend ist mir die Darstellung erschienen, die den Kaiser in einem übergeworfenen Mantel, der lose von den Schultern fällt, und der mithin den Schultern mehr Breite gibt, darstellt. Der Kaiser nimmt sich sehr gut zu Pferde aus; er reitet elegant, ungezwungen, ohne im mindesten den häßlichen durch die Engländer in Mode gekommenen Abandon anzunehmen, wo der Reiter wie ein Mehlsack auf

seinem Pferde hängt. Ich muß gestehen, daß seine Erscheinung auf dem Pferde mir noch als die imponirendste erschienen ist; wenigstens ist's dann unmöglich, ihn aus dem Auge zu verlieren. Dazu kommt der wehende Federbusch, das breite Ordensband, die kriegerischen und blendenden Allüren, das zahlreiche und glänzende Gefolge.

Von der Thätigkeit und dem Fleiße des jungen Herrschers erzählt man sich wahre Wunderdinge. Wenn er um sieben Uhr in der Früh den Ballsaal verläßt, so ist er schon um zehn Uhr mit Ertheilung von Audienzen beschäftigt; dann arbeitet er und hält Conferenzen. Bis spät in die Nacht nimmt er Vorträge entgegen und spricht Personen, die er kommen läßt, und von denen er Mittheilungen annimmt. Großes Interesse und anstrengende Sorgfalt, wie man mir gesagt, wendet er dem Militär zu. Kunst, Wissenschaft, Poesie stehen bis jetzt noch als feiernde Musen an seinem Throne. Es gibt freilich noch tausend andere Dinge zu thun; diese Damen mögen warten. Dafür hat die Erzherzogin Abende frei für vorlesende Poeten, und zugängliche Ge-

lehrte. Auch einer der jungen Erzherzöge, Bruder des Kaisers, wendet den Musen Theilnahme zu, soll sogar selbst auf ihren Altären opfern. Man erzählte mir, daß der junge Prinz sehr artige und zuvorkommende Verse an den greisen Dichter Grillparzer gerichtet habe. Es ist schon viel gewonnen, wenn einmal ein östreichischer Prinz dichtet; welch ein Schutz, welch eine Aufmunterung für die einheimische Lyra. Leider hab ich diesem jungen Prinzen, der auch etwas sehr Interessantes in seiner Physiognomie hat, nicht näher treten können; ich habe jedoch mit Interesse die Notizen gesammelt, die man mir über ihn hat mittheilen können.

Um noch etwas Allgemeines über den Hof hinzuzufügen, so kann ich nicht anders, als ihn für den „anziehendsten" der jetzigen europäischen Höfe erkennen. Der Hof zu St. Petersburg ist glänzend und imposant, eine unumschränkte Fürstengewalt, deren Purpur von einer staunen- und ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit getragen wird, nimmt dort den goldenen Stuhl ein; der Hof zu St. James ist mit dem Schmuck umklei-

det, den jahrtauſendalte Inſtitutionen dem Lande und Throne verliehen — aber keiner von beiden erweckt, der Natur der Verhältniſſe nach, das anziehende Intereſſe, das der jetzige öſtreichiſche Hof einflößt. Schon die Jugend des Herrſchers iſt ein intereſſantes Faktum, das ſich ſehr ſelten im Laufe der Weltgeſchichte gezeigt hat. Nur bei dem vierzehnten Ludwig trat der Fall ein, daß eine mächtige und alte Krone auf ein jugendliches Haupt geſetzt wurde; nach dem gewöhnlichen Lauf der menſchlichen Dinge kommt die Gewalt erſt dann in die Hände des Herrſchers, wenn dieſer die Tage ſeiner Jugend ſchon längſt hinter ſich hat. Es liegt ein die Phantaſie ſo mächtig anregender Gedanke darin, ſich eine von der ganzen Friſche der Jugend noch durchdrungene Bruſt zu denken, über die die ſtolze Flut der Purpurfalten geworfen wird, ſich ein Herz zu denken, das allmächtig aufgeſchwellt wird, durch das Bewußtſein, daß Alles, was die Erde nur Großes und Schönes bietet, in einem Momente dem Wunſch hingeſchüttet wird. Wird ein Fürſt auf den Stufen des Thrones alt, ſo gewöhnt er ſich an de

ſen Zauber, und wenn er endlich ihn erſteigt, ſo ſitzt er müde und von den irdiſchen Gütern faſt abgewendet auf demſelben. Anders der geflügelte Schritt der Jugend, der die Purpurſtufen hinaneilt, um ein Scepter zu ergreifen, deſſen Schwere und Glanz ihm noch ein freudiges Staunen erweckt. Es muß etwas Herrliches, übernatürlich Himmliſches ſein, um eine Thronbeſteigung im achtzehnten Jahre. Hier hat ſie ſtattgefunden, freilich anfangs in düſtern Zeiten, jetzt aber tritt bei waltender Ruhe der alte Glanz doppelt blendend hervor. Mit welchem Gefühl muß dieſer Jüngling die Ahnenſäle ſeiner Väter durchwandern, ſich ſelbſt mit der Krone geſchmückt ſehen, die auf dieſen gefurchten Jupiterſtirnen glänzt, welche einſt die Welt erſchüttern machten. Eine ſolche Thronbeſteigung iſt immer der Stoff der Poeſie geweſen, und tauſend Balladen der Vorzeit nehmen ſich immer ein ähnliches Ereigniß zum Gegenſtand. — Durch dieſe Jugend des Kaiſers nimmt nun auch der ganze Hof einen eignen Charakter an; ich habe dieſen Charakter einen „anziehenden“ genannt, ich könnte ihn einen

„poetiſchen“ nennen. Die Schönheit der Frauen ſpielt eine Hauptrolle; die Intrigue, dieſe belebende Gottheit der Höfe, beginnt ihr Spiel. Wie kann es auch anders ſein: der Herrſcher dieſer Welt iſt jung, er iſt unvermählt, wie wird man ihm nicht gefallen wollen? Und nun dieſer Reichthum ſchöner Frauen um ihn her! Dieſer Schmelz und Zauber der Toilette — Alles erhält unwillkürlich einen ſibaritiſchen Anſtrich, der alte Reiz der Hoheit und des Glanzes erwacht wieder, und wir ſehen in unſerer ſteifen, prüden, verkümmerten Zeit wieder etwas von dem erwachen, was früher die Höfe zum Tummelplatz der Freude machte. Man amüſirt ſich wieder bei Hofe — etwas, was wie ein Mährchen klingt, und was man ſchon längſt nicht mehr für möglich hielt. —

Es wird nöthig ſein, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf die Palläſte Liechtenſtein und Schwarzenberg zu richten, in denen die unſtreitig glänzendſten Feſte in dieſem Faſching gegeben wurden. Ich habe den Details dieſer magnifiken Räume diejenige Aufmerkſamkeit gewidmet, d

hier in Wien Gebäuden dieſer Art zukommen, die zugleich hiſtoriſche Monumente ſind. Durch dieſe iſt eine glänzende Generation nach der andern gewandert, überall trägt die Bauart und das Ameublement deren Spuren. Ein altes ariſtokratiſches Haus in Wien iſt ein Gegenſtand, der ſtudirt werden muß, auf dem Parquet dieſer Tanzſäle lernt man Weltgeſchichte. Um mit dem Liechtenſtein'ſchen Pallaſt zu beginnen, ſo iſt er zugleich das grandioſeſte und geſchmackvollſte Etabliſſement, das man ſehen kann, und das vielleicht in Europa nicht ſeines Gleichen ſucht. Der gegenwärtige Fürſt, deſſen jährliche Einnahmen man über zwei Millionen Gulden ſchätzt, beſitzt Palläſte, Landhäuſer, Villen in ſolcher Anzahl, daß, wenn man ſie alle auf einen Platz bringen könnte, ſie für ſich ſchon eine anſehnliche Stadt bilden würden. Dieſer Pallaſt in Wien ſcheint, wie er eine der älteſten Familienbeſitzungen iſt, dem Fürſten auch die liebſte zu ſein. Er hat unermeßliche Summen daran gewendet die Geſellſchaftsgemächer in dem luxurioſen Styl einzurichten, wie man ſie jetzt ſieht. Kurz vor

Ausbruch der Umwälzungen gab er den letzten Ball und jetzt wieder den ersten. Die Empfang- und Besuchzimmer sind im Rococostyl mit einer massenhaften Verschwendung von Stoffen in Seide und Sammt; die Tische enthalten zum Theil kostbare Mosaikarbeiten. Jedoch verschwindet die Pracht dieser Gemächer, sobald sich die Thüren zum Ballsaale öffnen. Hier glaubt man sich in das fabelhafte Reich der Feen versetzt. Ein Saal von einer immensen Höhe, bis oben hin mit Girondolen von Wachskerzen an den Ecken und Seiten erleuchtet, wird vollends in ein Meer von Licht versetzt durch einen wahren Flammen-Riesenballon, der in der Mitte schwebt, ein Lüstre in Goldbronze von einer Größe und Pracht, wie ich ihn in keinem der königlichen Schlösser gesehen. Diese Kunst der Beleuchtung ist's, die die Wiener Feste so bezaubernd macht. An den Saal stoßen zwei Seitengemächer, die durch kolossale Glaswände von dem Saal geschieden sind, und zwar imitiren diese Wände Spiegel, so daß das Auge die Täuschung gewinnt, es schaue in einen Zauberspiegel und erblicke darin das prachtvol-

Tableau eines Tanzsaals mit der glänzenden Gesellschaft darin. An den andern Seitenwänden, die nicht den Saal begrenzen, sind wirkliche Spiegel angebracht, von derselben Höhe wie jene kolossalen Glastafeln, und man muß sich in der That hüten, daß man, von diesem Spiel der Wahrheit und Täuschung überall umgeben, nicht unwillkürlich seinen Fuß hebt, um in die Spiegelwand hineinzutreten. Die Spiegelwände reflektiren den blendenden Glanz des Saals, und vervielfältigen die überraschende Wirkung. Man erblickt die reizenden, schwebenden Gestalten des Saales hier nochmals vorüberschweben, die Rosenwolken der Gaze, die flimmernden Blitze der Diamanten, der Schmelz der Blumenkronen verwirrt sich in diesem Abbilde in ein einziges magisches Zaubernetz von Glanz und Pracht. Der Saal mit diesen beiden Zauberkabinetten ist ein Meisterwerk des modernen dekorativen Zimmerbaustyls, und diese Schöpfung, so einzig in ihrer Art, macht dem Geschmack des Fürsten, der, wie ich höre, einen seiner Unterthanen zum Baumeister und Dekorateur hat ausbilden lassen, um mit ihm

vereint die Pläne von allen Bauten der Art zu prüfen, und das Beste erwählend, auszuführen, alle Ehre. Von allen fürstlichen Schlössern, die ich gesehen habe — ein oder zwei der neuern Säle in Petersburg ausgenommen — kommt kein Saal diesem gleich an Uebereinstimmung und Pracht in seinen Dimensionen und Umgebungen. Aber freilich gehört auch dazu diese, nur hier verstandene Kunst, solche Räume, nicht zu beleuchten nach gewohntem Sinne, nein, in Licht zu baden. In einem solchen Saale und bei einer solchen Beleuchtung zeigen sich nun auch die in gleicher Vollkommenheit erblühenden Toiletten in dem ihnen zukommenden Glanze. Jede aus der Hand der Künstlerin eben hervorgegangene Blume prangt hier deutlich in ihrer ganzen Frische, ihrem Farbenschmelz, jeder zephirleichte Stoff weist hier seine schaumigen, duftigen Wellenfalten vor dem kritischen Auge; die Fassung eines Schmuckes, die Wahl und der Glanz der Steine kann in den genauesten Details hier bewundert werden, und vor Allem die Jugend und Frische der Trägerinnen dieses ausgesuchten Putzes brauchen nicht

zu fürchten, daß irgend eine jener zauberhaften Bewegungen verloren gehe, daß ein Lächeln, ein Blick sich in Zweifel und Dunkel verliere. Welche Seligkeit für eine Mutter, die ihre schöne Tochter auf einen solchen Kampfplatz schickt! Eine fernere ingeniöse und geschmackvolle Einrichtung war die, daß die Musikabtheilung, oder vielmehr die zwei Abtheilungen, welche mit ihren Produktionen abwechselten, dem Auge versteckt, oben in vergitterten Logen angebracht waren. Dadurch gelangte der Strom der Musik, von oben herabkommend in seiner ganzen Fülle unten an, und der störende Anblick der Geigen und Trompeten war dem Auge entzogen. Jedem Fürsten, der in seiner Residenz einen Tanzsaal zu bauen beabsichtigt, würde ich rathen, dieses wahre Muster eines Prachtsaals sich anzusehen. Man muß dabei bedenken, welche Schwierigkeiten zu besiegen waren; die Häuser in Wien, wie schon bemerkt, sind, die Palläste nicht ausgenommen, äußerst beschränkt an Platz; es mußte also Platz geschafft werden, und daß dieses geschehen konnte, ohne die ursprünglichen Verhältnisse des alterthümlichen

Hauſes weſentlich zu verändern, zeigt wiederum von dem weiſen Verſtändniß des Bauherrn.

Auf der andern Seite des Saales waren ebenfalls eine Reihe Prunkgemächer, ähnlich denen, in die man gleich beim Eintritt geführt worden, und hier zeigten ſich dem näher prüfenden Blick die alten koſtbaren Familien-Möbel, Schränke in vieux laque mit Silber- und Perlmuttereinlagen, Tiſche mit kunſtvollen Moſaiken und Miniaturmalereien. Zwei große Behälter, in Form von Wandſchränkchen waren garnirt mit Guirlanden von Goldmünzen, die der Familie von den verſchiedenen Kaiſern, und in den älteſten Zeiten verliehen worden; einige die die Fürſten des Hauſes ſelbſt hatten prägen laſſen, irgend ein denkwürdiges Ereigniß des erlauchten Geſchlechts der Nachwelt überliefernd. Von den Gemälden die der Fürſt beſitzt, und die die bekannte Liechtenſtein'ſche Sammlung ausmachen, war kein einziges in dieſes Lokal herübergebracht, nur neue Kunſtwerke entdeckte ich an den Wänden. Der Grund hievon mochte ſein, daß man die Sammlung völlig intact beiſammen halten wollte:

auch mochte man fürchten die werthvollen Gemälde könnten leiden, wenn man sie ihres ruhigen Asyls entfremdete. —

Das Palais des Fürsten Schwarzenberg zeigte nicht einen so grandiosen Tanzsaal, auch nicht eine solche Anzahl Prachtgemächer, dafür, wie man mich versicherte, enthält es in noch größerer Menge kostbare alte Ornamente in Boiserien und kunstvollen eingelegten Arbeiten, und einen Schatz an prachtvoll modellirten alten Gold- und Silbergefäßen. Der Reichthum dieser alten Familie blendet weniger beim ersten Anblick, aber erweckt bei jeder genaueren Prüfung Staunen. Was ist dagegen der Flitterkram unserer jüdischen Banquiers-Palläste, die mit ihrem Gründer entstehen, und mit ihm wieder vergehen, wie bunte Bilder einer Laterne. Von allen Ländern des Kontinents hat nur Oestreich diese ehrfurchtgebietende Pairie, und nur hier darf man eigentlich von Aristokratie sprechen.

Gegen diese Säle von Privaten verschwindet beinahe der Glanz des Hofes. Der Marmorsaal in der Burg ist zwar schön und auch sogar

imposant, allein er bietet nichts Besonderes, nichts das Auge Fesselndes dar. Dergleichen hat man überall gesehen. Der Saal besteht in einem länglichen Viereck, an den beiden längern Seiten eine Säulenreihe. Die Farbe ist gelblicher Marmor. Die Musik — sämmtliche Musiker tragen hochrothe Fracks, was ihnen das Ansehen von Fuchsjägern gibt — ist auf einer in Stufen sich erhebenden Terrasse angebracht, was einen üblen Anblick gibt. Die Beleuchtung ist noch die althergebrachte; zwei Reihen nicht sehr große Lüstres in alter Form mit Glas behangen. Fast jede kleine Residenz, so schon der Saal in Weimar, ist größer und imposanter. Aber es ist „die Burg", und kein Wiener wagt es zu tadeln. So wie das wahrhaft barbarische, dumpfige, enge Theaterlokal keine Krittler findet, noch weniger demnach die Gemächer der Burg. Ich hüte mich auch wohl irgend wie den Wunsch auszusprechen, daß diese Säle und Gemächer, in denen Unsterbliches geschah und Unsterbliche gewandelt haben, anders sein möchten. Nur einen Vergleich mit dem was die neueste Pracht

und der neueste Geschmack liefert, halten sie nicht aus.

Ich komme jetzt auf die Wiener Gesellschaft zu sprechen. Es ist dies ein schwieriges Thema. Es kann hier natürlich nur davon die Rede sein, wie sich diese Gesellschaft dem Fremden zeigt, dessen passagerer Aufenthalt ihm nicht gestattet einen tiefen und erschöpfenden Blick zu thun. Die Wiener höhere und höchste Gesellschaft ist bekannt für sehr exclusiv; sie macht wenig Reisen, und da sie nicht Lust hat das Ausland zu sehen, so nimmt sie das Recht in Anspruch, das jeder Wirth in seinem eigenen Hause hat, nur so viel von der Fremde sich nahe kommen zu lassen, als zureicht um amüsirt zu werden, ohne belästigt zu sein. Der vornehme Wiener will keine Frais irgend einer Art machen; er will aber auch Niemand beleidigen, dazu ist er zu gutmüthig, also wählt er die Mittelstraße, er zieht nur sehr wenige Leute in seine Intimität, und mit diesen Wenigen geht er vertraut und ungenirt um; diese Wenigen nimmt er mit auf seine Landschlösser, auf seine Jagden, überall hin, So wie

aber ein Fremder Forderungen macht, und genirt — so kann er sicher sein, und wenn er der Vornehmste wäre, so steht er bald verlassen da. Aus diesem Hange — nicht genirt zu sein — geht denn auch das übertrieben exclusive Wesen in der Gesellschaft hervor, das man fälschlich dem Hochmuthe zugeschrieben hat. Es ist aber lediglich nur das Verlangen — nicht genirt zu sein, das Einige treibt, noch enger sich abzuschließen, und nur die „alten längstbekannten Gesichter" immer um sich zu sehen. Mit diesen verträgt man sich dann wie mit Familienmitgliedern. Diese sich im engsten Zirkel Einschließenden nennen sich am Vornamen, und haben allerlei kleine, mistische Bezeichnungen und Vertraulichkeiten, die kein Fremder erräth. Der vornehme Wiener ist nicht neugierig; er will also auch nicht durch fremde Notabilitäten, durch Namen, denen irgend eine Berühmtheit anhaftet, genirt sein. Deshalb gehen die Coriphäen der Zeit nicht nach Wien; denn sie werden dort nicht mit jener Zuvorkommenheit, mit jenem schmeichelhaften Eifer aufgenommen, wie in London, Paris, Petersburg, Berlin.

Dieſe „Trägheit“ der Wiener haute aristocratie iſt Schuld, daß ſie trotz ihres bon ton's, trotz ihrer tauſend geſelligen Genüſſe — doch immer ſchroff einſeitig bleibt. Dem Ausland gegenüber ſtellt ſich der Wiener als hätte er Alles geſehen; aber er hat nicht Alles geſehen! Um Alles zu ſehen muß man auf Reiſen ſein, muß man zu ſehen und zu hören verſtehen, muß man vor allen Dingen auf eine kurze Zeit wenigſtens ſein eigenes Ich bei Seite ſetzen — und zu dem Allen wäre ein gemächlicher, öſtreichiſcher Magnat nie zu bewegen. Es iſt ihm alſo in Wirklichkeit alles was draußen geſchieht — eigentlich neu, und was das Schlimmſte iſt, es iſt ihm zuwider. Er verwirft es, ehe er es noch geſehen. Die untern Schichten der Geſellſchaft äffen hier den höhern nach; eine Ausnahme machen die gewerbetreibenden Klaſſen, die müſſen ſchon, um nicht die Bedeutung ihrer Exiſtenz zu verlieren, die Naſe etwas in's „Ausland“ ſtecken.

Demnach kann man die Wiener eigentlich „gaſtfrei“ nicht nennen: denn gaſtfrei iſt nur der, der dem Gaſte zu Liebe einiges von ſeiner Be-

quemlichkeit opfert. Der Wiener wird nie das Kleinſte davon opfern; der vornehme Wiener nun gar nicht. Die Häuſer, die dem Fremden offen ſtehen, ſind zu zählen, und meiſtentheils ſind es nicht einheimiſche. Der Ur-Urgroßvater dieſes Hauſes iſt mit dem Ur-Urgroßvater jenes Hauſes umgegangen, alſo folglich wählt ſich der Enkel auch keinen andern Umgang. Um ſich als Fremder in Wien irgend zu akklimatiſiren dazu gehören nicht Monate, ſondern Jahre; iſt man aber einmal in die Intimität aufgenommen, hat man ſich an die Naſe, an den Gang, an die Haare des Fremden gewöhnt, dann bekommt er irgend einen gemüthlichen Spitznamen, und nun iſt er auch für ſeine ganze Lebensdauer, und noch weiter hinaus, ein feſt eingefügtes Glied dieſes geſelligen Kreiſes, den er ſich gewählt.

Dieſe „gemüthliche Umſchränkung“ der vornehmen Klaſſe macht es einem Fremden, der an eine friſche bewegte Luft der Unterhaltung, an einen raſchen Wechſel geiſtigen Austauſches der Ideen, an tauſend andere Dinge, die im Laufe eines Abends die Gehirnnerven vibriren machen,

gewohnt ist, schwer sich au niveau einer Wiener Conversation zu unterhalten. Er läuft Gefahr bald an diese Klippe anzufahren, bald an jener seichten Stelle stecken zu bleiben. Er entdeckt bald, daß man ihn sprechen lassen will, nicht daß er selbst sprechen darf. Ueber Bühne, über Literatur ist es mauvais ton zu sprechen; über Politik flüstert man in den Fensternischen; das was man im Kreise laut sagt, ist etwas, was selbst die insipideste Zeitung als völlig-Farblos nicht würde drucken lassen. Worüber spricht man nun? Ueber Reisen? Aber wer ist denn gereist? und wenn man gereist ist, wie altklug klänge es von Dingen zu sprechen, die ohnedies ja jeder gesehen haben muß, obgleich zwei Drittel sie nicht gesehen hat. Worüber spricht man also? Vom Theater? Das ist ein vormärzlicher Conversationsstoff und deshalb abgethan. Es ist lächerlich, aber es ist buchstäblich wahr, man spricht vom — Wetter. Dann mischt man aber auch Anekdoten ein, wenn's Glück gut ist, so kommt ein interessanter Mann zu Wort, und nun blitzt flüchtig wie in einer trüben Nacht, irgend ein

helles Licht über dieſes oder jenes kurz vorhergegangenes politiſches Ereigniß hin. Aber das Licht verſchwindet ſchnell wieder und der Mann ſchweigt. Und dennoch muß man nicht glauben, dieſe Leute hätten nichts zu erzählen; es iſt zum Erſtaunen wie ſelbſt die Frauen genau unterrichtet ſind über die miſteriöſen und ſchreckbaren Vorfälle der letzten Jahre. Es gelang mir in einem dieſer Kreiſe eine alte Comteſſe über die Vorfälle in der Burg und in den Straßen ſprechen zu machen, und ſie erzählte in genauen Umſtänden mit der Ausführlichkeit, der Kenntniß und ſelbſt in den techniſchen Ausdrücken eines Militärs vom Fach. Nie hab' ich noch eine ſo lebhafte Schilderung des Wiener Straßenkampfes gehört, als aus dem Munde dieſer vornehmen, in parfümirten Spitzen und Shawl's gehüllten Matrone. Sie ſprach mit dem Feuer eines jungen Lieutenants, und war, wie es ſich von ſelbſt verſteht, Legitimiſtin. In einem andern Kreiſe hörte ich eine demokratelnde Dame ebenſo lebhaft und wohl unterrichtet über jene Ereigniſſe, ſo wie ſie ſie auffaßte, ſprechen. Ebenſo kann,

wenn man einmal so glücklich ist irgend einen der verschlossenen Brunnen zu öffnen, erfahren, wie viel Belesenheit, und welcher Reichthum an Kenntniß moderner Sprachen vorhanden ist, oft da wo man es gar nicht vermuthet hat, welch' ein Auge und welch' ein tiefes Verständniß für die Natur, welch' ein Interesse für die Kunst, welch' ein feiner, ausgebildeter Geschmack für Musik — alles das kann ein glücklicher Zufall Einem finden lassen; aber man soll nicht glauben, daß diese Kostbarkeiten allabendlich auf der Oberfläche der Conversation schwimmen. Das „Geist Machen" ist dem guten Wiener zu „unbequem", das läßt er dem Harlequinstalent der Franzosen, oder der gelehrten „Pedanterie" der Berliner, die „halt Alles wissen".

Ich will hier ein Gespräch einschalten, das in einer der Soireen einer Dame, die als Lady Patroneſſe vieler Wohlthätigkeitsanstalten fungirt, in meiner Nähe geführt wurde, und das über manche Ansichten, die gerade jetzt auch in diesen Kreisen herrschen, Licht verbreitet. Die Dame des Hauses führte das Wort zu einem nicht mehr

ganz jungen Herrn. Es fing das Gespräch damit an, daß ein Billet zu einem noch bevorstehenden Maskenball angeboten wurde. Der Herr wies die Eintrittskarte ab, und bemerkte, daß er keine Bälle der Art mehr mitmache.

Die Dame. Sie haben auch nicht nöthig hinzugehen. Wir werden es gerne sehen, wenn der Saal nicht so überfüllt ist, wie das letzte Mal. Aber ein Billet nehmen müssen Sie, des guten Zweckes wegen.

Der Herr (ein leises Gähnen unterdrückend). Welcher Zweck ist denn gerade jetzt wieder an der Tagesordnung?

Die Dame. Mein Himmel, Sie wissen's nicht? — Die Arbeitsschulen!

Der Herr. Ach! die Arbeitsschulen! Und was sollen diese befördern?

Die Dame. Eine gründliche Reorganisation der untern Klassen, eine Radikalkur der heutigen Gesellschaft; ein Palliativ gegen Umsturz und allgemeine Demoralisation.

Der Herr. Schauen's Gnädige; wenn Sie solche Schulen haben, warum haben Sie sie nicht

längst schon aufgesperrt? Das sein ja grad die Dinge, die wir nöthig haben.

Die Dame. Hören Sie! Ein paar Damen aus der Gesellschaft und ich, wir haben uns zusammengethan und sind auf die benachbarten Dörfer gefahren. Was haben wir entdeckt? Wir haben Kinder auf der Gasse spielen sehen, deren Eltern auf dem Felde bei der Arbeit waren. Diese Kinder verwahrloseten, und besonders zeigten die kleinen Mädchen schon einen gefährlichen Grad von Entsittlichung. Wir kamen auf den Einfall, diese Mädchen zu nehmen, sie in Schulen zu thun, und sie in Allem unterrichten zu lassen, was sie zu ihrem künftigen Stande als Hausfrauen würden nöthig haben.

Der Herr. Aber dergleichen wird ein solches Mädchen schon von seiner Mama lernen.

Die Dame. Von der Mama? Ich sagte Ihnen ja eben, daß die Mütter auf dem Felde arbeiten, und nicht Zeit haben, sich um ihre Kinder zu kümmern.

Der Herr. Nun denn! Also Sie wollen die Mädchen nehmen —

Die Dame. Und sie in Schulen thun. Eine gute Hausmutter ist die Erzieherin ihrer ganzen Familie, des Mannes nicht ausgenommen. Sie ist die Säule und der Stützpunkt des Haushalts. Wie will man aber gute Hausfrauen bekommen, wenn man die kleinen Geschöpfe, die einst zu diesem Berufe bestimmt sind, wild aufwachsen läßt, und sie der Demoralisation preis gibt?

Der Herr. Das läßt sich hören. Ich entdecke endlich einmal einen Zweck, um dessen Willen es sich lohnt, auf Bälle zu gehen und Maskeraden aufzusuchen. Wie oft bin ich an diese, mir schon längst verhaßten Orte hingetrieben worden, lediglich nur um in Constantinopel eine christliche Kirche aufbauen zu helfen, die nachher nicht zu Stande kam, oder die bekehrten Hottentotten-Kinder mit Strümpfen zu versehen, die sie nachher nie bekamen, und wahrscheinlich auch nie vermißten.

Die Dame. O Sie sprechen von den Comité's, die sich vor dem März bildeten; das waren Vereine, deren Wohlthätigkeitssinn ins Blaue hinausstreifte. Wir aber sehen uns in nächster Nähe

um und ſuchen unſern Feind da auf, wo er ſich in letzter Zeit bemerkbar gemacht hat.

Der Herr. Unſern Feind?

Die Dame. Nun ja! Die Armuth, das Elend der untern Klaſſen iſt unſer einziger gefährlicher, und noch lange nicht beſiegter Feind.

Der Herr. Schon recht; aber dieſer Feind iſt unbeſiegbar. Je mehr man ihm gibt, deſto mehr fordert er. Und wenn wir's recht unterſuchen, ſo finden wir, daß dieſer Feind nicht mehr und nicht weniger fordert als unſern Untergang.

Die Dame. Wenn er's thäte, ſo hätte er nicht Unrecht. Wir haben lange genug an dem ſeinigen gearbeitet.

Der Herr. (nach einer Pauſe, die Dame fixirend). Ich verſtehe Sie nicht, meine Gnädige.

Die Dame. Das bei Seite! Ich will nur ſo viel geſagt haben, daß wir — wir Bevorrechteten, wir Beſitzenden — ein Unrecht gut zu machen haben, und daß wir nur unſere Pflicht thun, wenn wir uns anſtrengen, dem Volke zum Beſitz und wo möglich zum Genuß und Wohlleben zu verhelfen.

Der Herr. Ei, dazu wird ſich's ſchon ſelbſt verhelfen. Geben Sie ihm nur eine Axt und eine Brandfackel in die Hand.

Die Dame, (mit Empfindlichkeit). Sie mißverſtehen mich. Ich werde kein Wort weiter ſprechen.

Der Herr. Ich mißverſtehe Sie nicht. Sie wollen dem Volk, oder dem, was Sie ſo nennen, durch Bildung und Arbeit, durch Ordnung und Sinn zur Wirthſchaftlichkeit ein Leben voll Freude, Sitte und Genuß bieten.

Die Dame. Ja, das will ich.

Der Herr. Sie wollen ihm den Satz einſchärfen: Arbeitet, ſo werdet ihr auch genießen. Aber das Volk arbeitet. Arbeitet ihr denn? Und warum genießt ihr ohne Arbeit? Wie dann, meine Gnädige? Wenn das Volk nun kommt, und für uns, ſage für uns Arbeitsſchulen einſetzt, wo die vornehmen Müſſiggänger, die geldſtolzen Tagediebe eingefangen und auf die Schulbank geſetzt werden, damit ſie lernen, durch Arbeit ſich den Genuß zu erwerben. Wie dann?

Die Dame. Ach, das ſind unmögliche Dinge.

Der Herr. Aber gerade unmögliche Dinge fordert heutzutage das Volk. Es will gerade das, und nur das haben, das, wenn wir es ihm geben, uns und Alles, was bis jetzt exiſtirt, um ſein Daſein bringt.

Die Dame. Nein, nein, nein! Das Volk will nur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes. Machen Sie mich in meinen Anſichten nicht irre. Ich kann es nicht leiden, wenn die Leute anderer Meinung ſind wie ich, und zwar nur aus Eigenſinn.

Der Herr. Aus Eigenſinn? Wenn ich die Erfahrungen der letzten Jahre —

Die Dame. Nun ja doch; aber dieſe Erfahrungen können entſchieden nie wiederkommen, wenn —

Der Herr. Wenn die Arbeitsſchulen werden erſt in den Gang gekommen ſein.

Die Dame. Was ich die Leute nicht leiden kann, die Alles ſchwarz ſehen.

Der Herr. Und ich die Leute nicht, die Alles roſenfarben ſehen, und ſich und uns durch

Illuſionen täuſchen wollen. Die jetzige Generation iſt dem Untergange geweiht. Wir ſehen alle Grundſtützen der Geſellſchaft untergraben, alle Elemente der Geſittung der Fäulniß übergeben. Wir befinden uns in dem Stadio, wo die Wellen im Begriff ſind über unſerm Haupte zuſammenzuſchlagen, bis an den Hals ſind ſie uns ſchon gedrungen. Nun urtheilen Sie, ob ich mit dieſem Glauben nach einem Strohhalm greifen werde, den irgend ein gutmüthiger Schwärmer mir hinreicht. Die Optimiſten ſind meiner Meinung nach die gefährlichſten Leute heutzutage, ſie ſagen immer, es iſt nicht ſo ſchlimm! Wartet ab! ſeid geduldig, fügt euch! — Nein! es muß heißen: Es iſt ſo arg, wie es nie geweſen! Wartet nicht ab, ſchlagt zu! Schont nichts! und was nach dem Graus des Kampfes und der Zerſtörung übrig bleibt, das iſt berufen, ein neu Geſchlecht, eine neue Weltordnung zu gründen.

Die Dame. (mit Entſetzen die Hände zuſammenſchlagend). Schweigen Sie, ich will das Alles nicht gehört haben. Jetzt weiß ich auch, warum Sie über meine Arbeitsſchulen ſpotten.

Der Herr. Weit gefehlt. Ich ſpotte nicht, auch möchte ich Niemand entmuthigen.

Die Dame. Beinahe hätten Sie mich entmuthigt.— Um alſo wieder auf unſere Arbeitsſchulen zu kommen; wir haben ſchon beträchtliche Summen zuſammengebracht, und für dieſe ſind ſchon Lehrerinnen angeworben worden. O, wir betreiben die Sache ins Große. In unſern Schulen werden wir jährliche Prüfungen anſtellen. Da iſt die Gräfin —, die wird den Bezirk — haben, die Fürſtin — den Bezirk —; ich nehme die Vorſtadt — auf mich. —

Der Herr. Um Gotteswillen, theuerſte Gräfin, eine ganze Vorſtadt! —

Die Dame. Es mangeln uns nur Näthe-rinnen, die in der Plattnaht Unterricht geben, denn unſern kleinen künftigen Hausfrauen iſt natürlich die Näharbeit eine der vielen Hauptſachen, denn ſie muß für ihren Mann, ihre Kinder die Wäſche ſelbſt verfertigen. Die Fürſtin — will ſich an die engliſche Geſandtſchaft wenden; es iſt im Plan, Nätherinnen für die Plattnaht aus England kommen zu laſſen. Ich ſtimme für

holländiſche Nätherinnen. Alle Woche einmal kommt unſer Comité zuſammen. Wir beherrſchen den ganzen Umkreis Wien's und füllen ihn mit der Zeit mit lauter „guten Müttern“ an. Wo wir nicht hingelangen können, da kommen unſre Gouvernanten hin. Alles wird erforſcht, über Alles berichtet; man kann uns nicht täuſchen, unſere guten Zwecke verfolgen ihren Weg, und ſind von allerhöchſten Protektionen geſchützt. Wir wollen das Beſte, und werden auch das Beſte erreichen. Wenn das achtzehnte Jahrhundert ſo gehandelt hätte, ſo hätten wir nicht jetzt ſo viele Mühe.

Der Herr. Tadeln Sie mir das achtzehnte Jahrhundert nicht. Es iſt wahr, es hatte ſehr viel Lebensgenuß; aber es hatte auch Geduld, Arbeit und Entſagung. Unſere höhern Stände wiſſen weder zu leben, noch unſere niedern Stände zu entſagen. Ungleich vertheilt ſind immerdar die Güter, ein Theil genießt, der andere entbehrt. Wir entbehren Alle! Die höhern Stände entbehren das, was den Genuß zum Genuß macht, die Freudigkeit und Sicherheit des Genießens, die

niedern Stände entbehren den Genuß selbst. Alles ist verstimmt; Alle wollen etwas, was sie nicht haben. Das ist ein Zustand, der geradezu an das Unleidliche grenzt.

Die Dame. Sie haben Recht, behaglich fühlen wir uns Alle nicht. — —

Das Gespräch schloß sich damit, daß der Herr versprach, auf die Redoute zu gehen.

Diese Redouten, von denen die letzte am letzten Faschingstage, am Dienstage gegeben wurde, sind in ihrer Art für den Fremden wichtig, weil sich bei ihnen noch das alte Wien repräsentirt, das Wien, das an lustigen Abenteuern, an Verkleidungen, an Foppereien und harmlosen Mystifikationen seinen Spaß fand. Die Maskenbälle sind überall in der heutigen Welt insipide und alberne Festlichkeiten geworden; Niemand denkt mehr daran, an einem solchen „Mummenschwanze" Vergnügen zu finden. Die Larve ist Nebensache geworden, und sie war gerade — als die Maskenbälle blühten — Hauptsache. Die Intrigue hat die Maskenbälle erfunden, und die Intrigue hat ihr Spiel jetzt ganz wo anders hin verlegt.

Als man gewiſſen Leuten gewiſſe Dinge nur auf gewiſſe Weiſe beibringen konnte, waren die Maskenbälle ſogar politiſche Inſtitutionen, die an Wichtigkeit mit der heiligen Vehme des Mittelalters wetteiferten. Jetzt iſt das anders. Die Zeitungen ſagen, was die Masken früher ſagten; und die Liebe — hat entweder nichts Heimliches mehr zu ſagen, oder hat andere Wege eingeſchlagen. Die Maskenbälle wurden anfangs leere Hanswurſtiaden, und dann wurden ſie — gar nichts. In Wien iſt es noch jetzt anders, und es lohnt ſich ſchon der Mühe, dem Gedränge und der Unbequemlichkeit zu trotzen, um eine Redoute in den eigens dazu beſtimmten Sälen der kaiſerlichen Burg mitzumachen. Man erzählte mir ſehr artige Qui pro quo's, die Männer ihren Frauen, und dieſe wiederum ihren Männern geſpielt hatten. Da nur die Frauen maskirt erſcheinen, die Männer nicht, ſo gibt dieſer Umſtand, wie man ſich denken kann, Anlaß zu zahlloſen Neckereien und theils ſchmeichelhaften, theils boshaften Kritiken und Anreden, die Einem ins Ohr geziſchelt werden. Bekannte Perſönlichkeiten laufen Gefahr,

an einem Abende die ganze Lasterschule eines Jahres zusammengedrängt durchmachen zu müssen. In Berlin gibt es nichts Geisttödtenderes als ein Maskenball, wo man sicher sein kann, stets den stereotypen Figuren eines Gärtnermädchens und eines Türken zu begegnen; in Wien hat man Belustigung und Unterhaltung vollauf.

Um wieder auf den Ball des Fürsten Liechtenstein zu kommen, so muß ich noch Einiges nachholen, was die Gesellschaft zu charakterisiren dienen kann. Zuerst ist's die strenge Sonderung der Gesellschaftschichten, die der Fremde gewahren kann. Nur der Adel, und von diesem auch nur Hoffähige, werden zu diesen glänzenden Festen hingezogen. Männer der Wissenschaft, des Talents, Coriphäen der Handelswelt, höhere Staatsdiener, die untern Chargen der diplomatischen und bureaukratischen Welt sind ausgeschlossen. Wie reich Wien an höherem Adel ist, beweist, daß trotz dieser strengen Controlle die Räume der Festsäle doch überfüllt sind. Ich fragte bald nach dieser, bald nach jener bekannten Persönlichkeit, und empfing zur Antwort: den werden Sie

hier nicht finden. In Berlin iſt dies anders. Berlin hat einen Adel von dieſem Alter und von dieſem koloſſalen Grundbeſitz nicht aufzuweiſen; es greift alſo zu dem Mittel, durch Titel und neu geſchaffenen Adel, durch die Träger des Talents und der Wiſſenſchaft, ſelbſt der Induſtrie, die Quantität der Hofgeſellſchaft zu erſetzen, was ihr an Qualität abgeht. Und es iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſem Grunde die Feſtſäle in Berlin, der Hof ſelbſt nicht ausgenommen, ein bunteres Durcheinander darbieten, als es hier der Fall iſt, wo die Geſellſchaft mit ſehr wenigen Ausnahmen immer dieſelbe bleibt. Dieſe Bälle ſind ſo ſehr excluſiver Natur, daß es ſelbſt Fremden, durch ſehr gute Empfehlungen unterſtützt, ſchwer fällt, Eintritt zu erhalten, und immer eine große Zahl zurückgewieſen wird. Durch dieſes Mittel der ſtrengen Sonderung erhält ſich die Geſellſchaft von den ihr feindlichen Elementen unberührt, und der Glanz dieſer ſtolzen und mächtigen Ariſtokratie wird nie getrübt. Wenn eine andere Stadt wie Wien, die nicht dieſe Fülle ariſtokratiſcher Elemente hat, ein ähnliches Syſtem

befolgen würde, ſo müßte dies unfehlbar zum Untergang jeder noch möglichen Geſelligkeit führen; es würden die Säle leer bleiben, oder der Souverän würde gezwungen ſein, ſich immer gegenüber den paar vereinzelten koſtbaren Exemplaren ſeines vorwurfsfreien alten Hofadels zu befinden.

Von intereſſanten Perſönlichkeiten waren der durch die Feldzüge in Italien bekannte General Heß, der durch die Kämpfe in Ungarn hervorragende Graf Schlick bemerkbar. Letzterer hat ein ſchönes Profil; die ſchwarze Binde, die das eine ihm fehlende Auge verdeckt, entſtellt ihn nicht. Dort, der Mann mit dem europäiſch berühmt gewordenen Schnurrbarte, iſt Haynau; er unterhält ſich mit der jungen, geiſtreichen Gräfin —. Seine Haltung iſt bequem, faſt nachläſſig; ſein Antlitz abgeſtorben ruhig. Er ſcheint zu fühlen, daß unter dieſem Gewimmel von Uniformen ſein einfacher Waffenrock doch derjenige iſt, der die meiſten Blicke auf ſich zieht. Ich habe ihn nie in dem Kreiſe ſtehen ſehen, den der junge Monarch um ſich bildet. —

Sehr häufig ſah ich Franz Joſeph

im Gespräch mit dem alten Generalen Wallmoden, der ehrwürdige Züge hat. Die moderne Geschichte, mit ihrem Blut und Entsetzen, hat sich diesem greisen Kopfe nicht genähert. Auch einige andere ältere Generale zeigten das Bild jener jovialen Offenheit, die früher in der Schule des Mars erworben wurde, wo die Galanterie und der Lebensgenuß dicht neben dem Schrecken der Schlachtfelder gingen. Heutzutage ist's anders. Unsere jungen Militärs, die im Feuer gewesen, und nach dem Friedensschlusse ihrerseits noch lange nicht Frieden gemacht haben, behalten den Ausdruck düstern Nachdenkens, den sie auch in die ihnen fremd gewordene Gesellschaft der Frauen mitnehmen. Jellacic hab ich nur flüchtig gesehen; er erschien nur auf wenige Tage, um dem Kaiser für ein ihm verliehenes Regiment zu danken. Ein hiesiger Wohlthätigkeitsverein hat die poetischen Jugendproben des Helden veröffentlicht. Die Kritik spricht sich mit großer Vorsicht darüber aus. Radetzky, der über Alles Gefeierte, weilt in Italien und kam zum Fasching nicht her. Man hat ihn mit Ehrenbezeugungen und Wür-

den überschüttet, so daß man ihm jetzt nichts mehr geben kann. Sein Lorbeerkranz ist so dicht, daß ein neu ausbrechender Krieg kaum Platz, um neue Blätter hineinzuflechten, finden würde. Es ist unbeschreiblich, welch ein Enthusiasmus für den greisen Helden herrscht; selbst ein Hutwaarenlager — wo es doch gewiß nicht hingehört — hat sich mit dem sehr wohl getroffenen Bildnisse des Gefeierten in Lebensgröße geschmückt. Ueberhaupt sind hier die Schilder an den Verkaufsläden bemerkenswerth. Man findet die Portraits fast der ganzen kaiserlichen Familie zu einer populären Bildergallerie hier vereinigt. Irgendwo prangt die Erzherzogin Sophie, anderswo die Königin von Neapel. Auch Dichter werden auf diese Weise gefeiert; so sah ich noch am Kärnthnerthore Halm's „Sohn der Wildniß" mit seiner Parthenia als Aushängeschild eines Ladens.

Die östreichischen Uniformen, für den praktischen Dienst vielleicht nicht empfehlenswerth, haben für die Festsäle einen Zauber eigner Art. Durch ihr blendendes Weiß beleben sie ungemein die geputzten Massen, während die überall anders-

wo herrſchenden dunkeln Uniformen der Geſellſchaft in pittoreſker Hinſicht etwas Düſteres ertheilen. Da die Damen gewöhnlich in Roſa und Hellblau glänzen, ſo geben die Cavaliere das helle Weiß dazu, und die Civiliſten das wenige, nöthige Schwarz, oder die geſtickte Uniform. Es kann demnach nichts fürs Auge Glänzenderes und Anlockenderes auch in dieſer Beziehung geben, als ein Wiener Feſt, wo das Militär reichlich vertreten iſt. Die weltberühmten ſchönen ungariſchen Uniformen ſind leider größtentheils verſchwunden; doch ſieht man noch hier und da eine Reminiscenz, namentlich bei Hofe, wo Alles, ohne Ausnahme, in Uniform erſcheinen muß.

Man ſpricht übrigens jetzt allgemein von nahe bevorſtehenden weſentlichen Reformen in der Bekleidung der Armee. Der junge Kaiſer widmet gerade dieſem Zweige der Verwaltung ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt ſomit zu hoffen, daß manches wirklich völlig Unpraktiſche und Unſchöne alsdann verſchwinden werde. Einzelne Truppenabtheilungen haben mit dieſen Aenderungen ſchon begonnen.

Von den Salons, die ich besuchte, muß ich besonders den der Gräfin Ficquelmont anführen, einer Dame aus einem esthländischen gräflichen Geschlecht, in Petersburg erzogen, und als Enkelin des Fürsten Kutusow mit der angesehensten russischen Aristokratie verwandt, jedoch bisher mehr in Italien als in Wien lebend. Sie versammelt die ganze vornehme und gebildete Gesellschaft Wien's um sich. Der Graf, anfangs östreichischer Gesandter in Petersburg, war dann in jener kritischen Situation Premier-Minister, die nach Auflösung des Metternich'schen Ministeriums folgte, und zwar unmittelbar nach der Entfernung des Fürsten. Mehrere politische Flugschriften, namentlich eine, die kurz vor der Olmützer Conferenz erschien, und mit Scharfblick die Zustände, die bald darauf eintraten, vorhersagt, haben ihn zum Verfasser. Mit seltener Thätigkeit und Rührigkeit übersieht er das Feld der oppositionellen Presse, und sucht ihren Anforderungen und Gründen die Erfahrungen seiner einflußreichen Praxis entgegenzusetzen. In diesem Salon hab ich geistige Regsamkeit, Ele-

ganz der Erſcheinung, mit der wohlwollendſten Hoſpitalität vereinigt gefunden. So weit es nur irgend möglich iſt, die Wiener Gelehrten, Künſtler und Schriftſteller von Ruf zum Eintritt in die Geſellſchaft zu vermögen, iſt gewiß von Seiten dieſes gaſtfreien und zu den vornehmſten Kreiſen Wien's zählenden Hauſe geſchehen. Es ſcheint aber dies eine nicht zu löſende Aufgabe zu ſein. Ich finde dieſe Abſonderung der Künſtler und Schriftſteller durch die eigenthümliche Beſchaffenheit der hieſigen Kaffeehäuſer bedingt. Dies ſind Orte wo ſie ſich jeder nachläſſigen Laune, jeder Unſitte frei hingeben können. Es iſt unglaublich welch' eine wahrhaft ſyſtematiſch eingeführte Roheit in dieſen Etabliſſements herrſcht. Jeder Zügelloſigkeit, jeder wüſten und ruſtikalen Liebhaberei iſt hier vollkommener Spielraum gegönnt. Vor allen Dingen herrſcht hier die Tabakspfeife unbeſchränkt, der Paletot, der Hut werden nie abgelegt, von den allergewöhnlichſten Formen der geſelligen Artigkeit iſt nicht die Rede; jeder Anweſende ſucht ſeinen Nebenmann an „Ungenirtheit“ zu übertreffen. Dies kann

unmöglich die bekannte Wiener „Gemüthlichkeit“ sein, es sind seit den letzten Jahren offenbar „Elemente von der Straße“ hinzugekommen. In diesen Kaffeehäusern nun — und sie stehen fast alle auf gleicher Linie der Kultur — bringen die jungen Künstler, die Autoren, die Musiker ihre unbeschäftigten Tage vom Morgen bis zum Abend zu. Wie soll da die — den schönsten Künsten — so nothwendige „Feinheit der Sitte“ herkommen? wo die Lieblichkeit, die Anmuth, die im Gefolge der Schönheit jedem großen und wahren Gedanken; jedem echten Kunstwerke, es heiße wie es wolle, unentbehrlich sind. Wie viel würde ein junger Mann aus dem Urtheil einer edlen gebildeten Frau lernen können, wie würde sein Auge, sein Ohr gebildet werden, wenn ein nothwendiger Zwang ihn immer in einer gewissen Sphäre erhielte, wo das absolut Gemeine, das pöbelhaft Rohe nie ihn berührte. Und dann wie trostlos ist dieser Müssiggang in den Kaffeehäusern. Da stehen sie, und sehen stundenlang dem Billardspiel zu, ohne ein Wort zu sprechen, und dicke

Wolken Tabaks vor ſich hinblaſend, oder ſie werfen ſich auf einen Stuhl und nehmen irgend eine Zeitung in die Hand, deren Spalten ſie gedankenlos durchlaufen. Es iſt wahr, der Salon iſt nicht immer geiſtreich, er gibt keine neuen Ideen und Anſchauungen, aber eines gibt es ſicherlich — Zwang. Man darf ſich nicht gehen laſſen, man lernt ſich beherrſchen, man lernt die feinen Sitten wenigſtens äußerlich auf ein paar Stunden des Abends annehmen, und damit iſt für einen jungen Mann ſchon unendlich viel gewonnen. Je mehr wir bei der Erziehung unſerer jungen — und auch alten Knaben — den Zwang hintanſetzen, je ſchlimmer werden wir mit allen unſern ſocialen Verhältniſſen in die Brüche kommen. In der Schule des Lebens iſt einer der erſten Lehrparagraphen — Zwang. Zwinge dich deinen Hang zur Bequemlichkeit zu beſiegen, zwinge dich Andern freudig und artig zu erſcheinen; zwinge dich tauſend Dinge, die du fühlſt und denkſt, zu verſchweigen; zwinge dich, ſelbſt gegen deine nächſten Angehörigen nie die Grund-

ſätze der feinen Sitte zu vernachläſſigen — ſo heißt es immer, und ſo muß es heißen, wenn nicht das rohe, freigelaſſene Thier im Menſchen auf eine entſetzliche Weiſe hervorbrechen, und jedes geſellige Zuſammenleben aufhören ſoll. Auch auf die Frauen hat dieſe Abſonderung von den Männern eine üble Nachwirkung. Eine ſchöne geiſtreiche Frau gleicht einer Schauſpielerin; ſpielt dieſe vor faſt leerem Hauſe, ſo läßt ſie unwillkürlich von ihrer Kunſt nach, zuletzt verlernt ſie ſie wohl ganz; die Männerwelt iſt aber bekanntlich das einzige rechte Publikum für eine Frau. Soll ſie ihre Talente vor ihrem eignen Geſchlechte glänzen laſſen, ſo würde ſie bald erlahmen. Die Bewunderung der Männer iſt den Frauen zu ihrer Liebenswürdigkeit eben ſo nothwendig, als das Spiel der Grazie einer ſchönen und geiſtvollen Frau den Männern nöthig iſt, um den Schlußſtein auf ihr Wiſſen und ihre Gelehrſamkeit zu ſetzen. Denn ohne Grazie und Anmuth der Form bleibt ſelbſt ein Meiſterwerk unvollendet. Wir erreichen alſo durch dieſe Abſonderung

zwei Uebelstände, unliebenswerthe, verstockte und verstimmte Frauen und — flegelhafte Männer.

Man spricht so viel einerseits von dem Zwang, andrerseits von der Unsittlichkeit und Frivolität der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts; sie waren allerdings groß, allein was haben wir gewonnen wenn wir den Zwang abgeschafft, die Unsittlichkeit und Frivolität haben? Denn Niemand wird mir einwenden wollen, daß die Unsittlichkeit und Frivolität der Gesellschaft nicht eben so groß ist wie früher, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich damals auf die obern Schichten der Gesellschaft beschränkte, jetzt aber fast ohne Ausnahme in allen Schichten der Gesellschaft in der obern noch am wenigsten herrscht. Wir haben also Unsittlichkeit mit Roheit gepaart, während das achtzehnte Jahrhundert Unsittlichkeit mit äußerem Anstand vereinigte. Ich bin weit entfernt — weder den einen noch den andern Zustand der Gesellschaft als wünschenswerth zu erkennen, ist aber die Rede von zwei Uebeln das geringere zu wählen, so ist's doch

ohne alle Frage die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, die man zurückwünschte. Es ist wahr, unsere jungen Männer aus guten Familien knüpfen keine Liaisons mit verheiratheten Frauen ihres Standes an, aber warum thun sie's nicht? Nicht eben weil ihre Moralität ihnen dies verbietet, nein, lediglich weil sie zu bequem sind, weil ein Verhältniß in der großen Welt ein feines und langfortgesetztes Spiel der Intriguen erfordert, einen Aufwand von Witz, Scharfsinn — mit Einem Worte: Zwang; und den scheuen sie, wie die Religiösen des Mittelalters den Teufel scheuten. Ein saloppes Verhältniß mit einer Dirne ist bequem; man scheidet dabei weder von seinem Schlafrock noch seinen Cigarren. Und so denkt der vornehme Kavalier und so denkt — der Kaufmannslehrling. Man täusche sich nicht, nie ist die Sittenlosigkeit und Frivolität größer gewesen, als gerade in unsern Tagen, sie ist aber auch nie widerlicher erschienen, weil sie sich ungescheut mit der Auflösung aller gesellschaftlichen Rücksichten und Formen paart.

Dieſe Gedanken drängen ſich unwillkührlich jedem unbefangenen Beobachter auf, wenn er einen Gang durch die Vereinigungsorte macht, wo die verſchiedenen Geſellſchaftſchichten ſich zu ihrem geſelligen Vergnügen ſich verſammeln. Ueberall dieſe unheilvolle Abſonderung, und die dadurch herbeigeführte Anſtandsloſigkeit.

Es sei mir vergönnt nachträglich über zwei Bühnenstücke bekannter Verfasser ein paar Worte zu sagen. Das erstere ist schon vor drei Jahren erschienen, ist und seitdem das letzte des Autors geblieben, der wie es scheint, sich von der Bühne abgewendet hat. Das zweite ist in diesen Tagen über die Bretter gegangen. Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) trat nach den Erfolgen, die seine beiden Dramen „Griseldis" und „der Sohn der Wildniß" gehabt, im März 1848 mit einer neuen Schöpfung hervor, die er ein dramatisches Gedicht genannt hat, und die den Titel „Verbot und Befehl" führt. Dem Stücke wurde zu seinem Erscheinen ein ungünstiger Zeit-

punkt. Die politiſchen Stürme brachen aus und wo wäre das Kunſtwerk zu finden geweſen, das unter dieſen Umſtänden noch irgend einen Erfolg ſich errungen? Aber auch in völlig ruhigen Zeiten hätte Halm's Drama ſchwerlich eine entſcheidende Wirkung hervorgebracht. Man höre deſſen Inhalt. Die geheime Vehme, als Staatsinſtitut in Venedig, iſt der dunkle Hintergrund auf welchem ſich die Figuren des Drama's bewegen. Man erwartet ein Trauerſpiel in der tiefinnerſten Bedeutung; und was erhält man? — eine Farce. Der alte Sekretär dieſes Tribunals, der das Leben und Tod ſeiner Mitbürger in ſeiner Gewalt hat erſcheint in der Sitzung betrunken, ſchreibt ein verwirrtes Protokoll, und dieſem zufolge wird gerade das Gegentheil von dem, was das Tribunal beſchließt, ausgeführt. Dies wäre ein Luſtſpielſtoff — aber nein; es ſoll ernſt, es ſoll tragiſch ſein. Der Dichter hat ſich gleich von vornherein in ſeinen Mitteln tragiſcher Effekte vergriffen. Und womit beſchäftigt ſich nun dieſer entſetzliche, im Dunkeln operirende Gerichtshof? Man denkt, es werde ſich nun irgend ein Com-

plott, Tilgung eines Aufruhrs u. ſ. w. handeln — nein! das Tribunal will eine Ehe ſtiften, will einen ſchüchternen Liebhaber dazu zwingen, daß er raſch ſich ſeiner Schönen erkläre, dann will es auch — und dies iſt vollends lächerlich, einem Ehemanne verbieten, nicht allzu zärtlich mit ſeiner Frau zu ſein. Der betrunkene Sekretär ſchreibt alles verkehrt auf: das Liebespaar ſoll ſich nicht lieben, die beiden Eheleute ſollen zärtlich gegen einander ſein. Nun Confuſion. Ein paar Akte hindurch Getändel hin, Getändel her; dann Ausgleichung. Das Tribunal, wie es erfährt, daß ſeine Befehle, in ihr Gegentheil verwandelt, ins Publikum gekommen, beſteht nun darauf, daß das was einmal befohlen worden, auch geſchehe, und obgleich — ganz wie das Tribunal es gewollt, die Liebenden heirathen wollen, die Eheleute ſich entzweit haben, ſo werden ſie nunmehr geſtraft, weil ſie dem Befehl nicht gehorſamt. Alles dies in einem Luſtſpiel — allerliebſt; und von Scribe, der Meiſter in dem Würfelſpiel der Intrigue, gewiß voll muthwilliger Scenen — hier aber, gelind geſagt: unerquicklich. Man

kann ſich für die Liebenden nicht intereſſiren, man kann an dem Tribunal nicht Antheil nehmen — man kann nicht froh ſein, nicht betrübt. Das iſt dieſe langweilige Gattung, die ſich „dramatiſches Gedicht“ nennt. Als Grillparzer auch anfing dramatiſche Gedichte zu ſchreiben war es mit ſeiner Wirkung aufs Theater zu Ende. Halm hat in ſeiner Griſeldis gezeigt, daß er dieſer Wirkung Herr iſt. Die politiſchen „Aufſchnüffler“ wollen herausgebracht haben, daß das ganze Stück eigentlich nur geſchrieben worden ſei um das ancien regime zu geißeln. Es iſt möglich, daß dem Dichter dergleichen Intentionen vorgeſchwebt, alsdann hätten aber auch dieſe prägnanter in den Vorgrund treten, und das Stück völlig dunkel und ernſt gehalten werden müſſen. Welch ein Stoff, geſchickt benützt, hätte gerade dieſer finſtere Gerichtshof, in der Perſpektive die entſetzliche „Seufzerbrücke“, dem Tragödiendichter, der zugleich ſeiner Zeit eindringliche Wahrheiten ſagen wollte, bieten können! Es iſt Schade, daß das große Talent Halm's durch den mangelnden Erfolg dieſes Stückes, das von den Bühnenrepertoirs be-

reits wieder verschwunden ist, entmuthigt zu sein scheint: ich hege die Ueberzeugung, daß er allein im Stande wäre, wenn er sich an dem süßlich sentimentalen Motivenspiel, wie es im „Sohn der Wildniß" sich zeigt, gänzlich frei macht, das Drama der Neuheit zu heben, indem er stets bedacht sein wird einen reichhaltigen und würdigen Stoff in das Gewand künstlerischer Diktion zu kleiden. Er wendet auf die Eleganz und Feinheit seiner Werke unausgesetzten Fleiß, er studiert die trefflichen Muster und vor allen Dingen er läßt sich von Tagesgedanken, nicht zu Tagesschöpfungen hinreißen. Er läßt seinen Stoff reifen. — Eine Stelle aus diesem ebenbesprochenen Drama, dem man eine Zeitideen-Färbung ansieht, ist folgende, die zugleich schöne Verse darbietet:

Venier, einer der Staatsinquisitoren, spricht:

„Die eine große Lehre, merkt sie wohl,
Zu viel Regieren sei vom Uebel eben;
Es leb auch in des ärmsten Bettlers Brust
Ein hohes, unberührbar Heiliges,
Wohin Befehl nicht, noch Verbote reichen;
Den Zug der Herzen, Zweifel und Vertrauen,

Und Haß und Liebe könn' kein Tribunal,
Selbſt nicht das eure, hemmen oder wenden;
Gewalt erreiche und vermöge Nichts,
Als Lüge, Trug, Angeberei, Verläumdung
Verſumpfende Gemeinheit groß zu ziehen:
Gehorſam finde nur wer Gründe giebt,
Und nicht der Zwang, die Ueberzeugung herrſche.
Die Lehren ſind's die Jenen ihr verdanket,
Und wehe, wenn ſie euch ans Herz nicht gehen;
Denn ſchwinden muß Venedig's Ruhm wie Rauch,
Verwehen machtlos in der Lüfte Hauch,
Wenn dieſe Lehren machtlos euch verwehen. — —

Das zweite Stück iſt das Preisluſtſpiel Bauernfeld's: „Der kategoriſche Imperativ". Es iſt, wie man mir verſichert, unmittelbar unter den Einwirkungen des Jahres achtundvierzig entſtanden und demnach ganz von Hinweiſungen und Anſpielungen zuſammengeſetzt. Die Zeit der Handlung iſt in die Congreßzeit Wiens hinverlegt, und man muß geſtehen, kein glücklicherer Wurf konnte gedacht werden für einen Luſtſpieldichter der Neuzeit. Allein dieſer Wurf gelangt nicht ans Ziel. „Die Cenſur hat das Pikanteſte, das Schlagendſte, das Markigſte geſtrichen", rufen die Freunde des Dichters. Da die Feder der offiziellen Kritik — denn das Wort Cenſur

will und darf Niemand mehr in den Mund nehmen — ihre Striche nicht vor den Augen Aller führt, so kann hierüber weder Ja noch Nein gesagt werden. Man muß warten, bis es dem Autor gefällt, sein Stück im Druck erscheinen zu lassen, wo man dann sehen wird, was und wieviel gestrichen worden. So wie das Lustspiel jetzt erscheint, ist es einem Läufer vergleichbar, der immer den Anlauf nimmt, aber nicht zum Laufen kommt. Der Inhalt des Stückes ist folgender: Eine junge vornehme Dame und deren Verwandte vertreiben sich die Zeit durch allerlei müßige und erfolglose Spiele der Koketterie. Bald soll Dieser, bald Jener geliebt werden — gleichviel. Ein „langlockiger" Student, eine Karikatur der Kant'schen Schule, kommt mit Wartburgsfest-Ideen, mit der Burschenschafts-Toilette in die Salons des damaligen Wien'. Er fällt der Gräfin ins Netz. Der Bursche glaubt beide Damen zu lieben; er ist die dupe beider; ein sächsischer Minister, ein preußischer Bevollmächtigter theilen beide sein Loos. Der zweite Akt schließt damit, daß der „Bursche" und die

Preußen in den Krieg gehen. Drei Monate ſpäter kommen ſie zurück — plötzlich alt geworden. Der Kantianer iſt Profeſſor, der preußiſche Obriſt iſt mit einer hinfälligen Liebe für den Shakeſpeare und die Bibel behaftet. Jetzt gehen die Heirathen vor ſich; aber Jeder wählt die, die er anfangs nicht wählen wollte. Das Stück ſchließt, indem jeder Funken des Intereſſes, der beim Beginn der Handlung geglimmt hat, vollkommene Zeit hat zu verlöſchen. Bauernfeld hat weder für eine tüchtige Intrigue, noch für eine dauernde nachhaltige Gruppirung der Intereſſen des Dramas geſorgt. Es iſt wahr, hätte man mit Ariſtophaniſcher, ſchonungsloſer Geißel die Figuren des Congreſſes ſchildern wollen, ja hätte man nur die Scribe'ſche Miniatur-Geißel in Anwendung bringen wollen, daß alsdann das Stück ſchwerlich auf das Gerüſte der Bretter hätte hinanklimmen können; aber weshalb denn einen Stoff wählen, wo man voraus weiß, daß man ihn nicht wird behandeln dürfen, ſo wie er behandelt ſein will. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Oppoſition geſiegt hätte, Bauernfeld ihr

dramatiſcher Dichter geworden wäre, denn er beſitzt das Talent, die Maſſen durch Schlagworte zu elektriſiren, und zugleich die Gabe ſeinen Groll in leichte Formen zu kleiden. Dies iſt ein Talent, das bei den Deutſchen ſelten iſt; wenn ſie erbittert ſind, werden ſie ſchwerfällig. So wie aber die Sachen jetzt ſtehen, müßte Bauernfeld eigentlich von der Bühne abtreten, denn in ſeiner alten Weiſe will er, vielleicht kann er auch nicht mehr ſchreiben, und in der neuen darf er es nicht. Es muß für den wahren Dichter — der da wirken will, vor allen Dingen wirken, eine entſetzliche Pein ſein, wenn ihm ganze Glieder amputirt werden, und dennoch muß der Staat dies; denn beſſer eine Million friedlicher Bürger herſtellen, als zwölf gute Preisluſtſpiele.

An einer Stelle des ebengenannten Stückes bekömmt der Autor Händel mit ſeiner ſchönen Landsmännin. Er läßt nämlich die Wienerin auf der Bühne ſagen: Wo liegt Leipzig? Gehört es zu Nord-, gehört es zu Süddeutſchland? Darüber ſind die Damen im Parterre ſo aufgebracht;

Bauernfeld hat ihren Müttern und Großmüttern zu wenig Bekanntſchaft mit der Geographie untergelegt. Dies iſt ein Casus belli. Die Wiener ſind empfindlich, die Wienerinnen reizbar. Man kann dieſe Erfahrung überall, ſelbſt in den höchſten Kreiſen machen. „Es gibt nur a Kaiſerſtadt! es gibt nur a Wien!“ dies Motto iſt in Allem, was der Wiener ſagt, zwiſchen die Zeilen geſchrieben, oder vielmehr geſprochen. —

Da die Faſten das Tanzen verbieten, ſo verſammelt ſich die Geſellſchaft zu Concerten, deren eine große Menge angekündigt ſind. Auch kleine dramatiſche Darſtellungen finden ſtatt. So hab' ich bei dem Fürſten Clary drei kleine Stücke von Scribe mit großer Vollendung geben ſehen. Graf Bloudoff von der ruſſiſchen Geſandtſchaft ſpielte wie ein geborner Franzoſe, die junge Fürſtin gab eine ſehr anmuthige Bäuerin, deren Naivität freilich auf dem Boden des Salons erwachſen war, dennoch aber genug Natur und Wahrheit hatte, um allenfalls für das zu gelten, was es ſein ſollte. In dieſer kleinen Geſellſchaft waren faſt alle militäriſchen und diplomatiſchen

Sommitäten Wiens verſammelt. Da ich etwas ſpät anlangte, fand ich das Stück ſchon im Gange, und den Saal mit Zuſchauern gefüllt. Es wurde eine Treppenſtufe hervorgerückt, um denen, die in der Thür ſtanden, die Möglichkeit zu gewähren, etwas zu ſehen. Auf dieſer Treppenſtufe erblickte ich eine auffallende Gruppe: es ſtanden auf dem kleinen Raum von ein paar Brettchen der ruſſiſche Geſandte, Fürſt Windiſchgrätz und General Heß zuſammen. Wenn man weiß, welch eine wichtige Rolle in den letztvergangenen Begebenheiten Baron M— ſpielte und noch ſpielt, wenn man die Feldzüge des einen in Ungarn, und die Siege des andern Generals in Italien bedenkt, ſo muß man bekennen, es konnte keine ſprechendere Illuſtration unſerer Tagesgeſchichte zuſammengeſtellt werden, als hier ſie der Zufall gebildet hatte. Dieſe Männer, die auf dem Theater der Welt Rollen übernommen hatten, auf welche die Blicke ganz Europa's gerichtet geweſen waren, die ſo manche blutige Kataſtrophe hatten anſchauen müſſen, die den Schlußakt unſerer großen Tragödie geholfen hatten herbeizuführen, ſtanden

hier beiſammen, um ihre Aufmerkſamkeit einer kleinen franzöſiſchen Poſſe zuzuwenden. Ich muß geſtehen, dieſes Schauſpiel diesſeits des Vorhanges war mir anfangs ſo intereſſant, daß ich für das jenſeits deſſelben nur wenig Theilnahme hatte. Der Fürſt Windiſchgrätz hat ein ausdrucksvolles Geſicht, es erinnert etwas an die Portraits Wellington's aus deſſen früherer Zeit. Von der kaiſerlichen Familie war Niemand zugegen. Der Kaiſer war in dieſen Tagen nach Trieſt gereiſt, von ſeinem Bruder begleitet, der eine Reiſe nach Amerika antritt. —

Wiederum hab' ich mich verleiten laſſen, die dunkeln, unbequemen Räume des Burgtheaters aufzuſuchen, um das Spiel der Frau Rettich in einer bedeutenderen Rolle, als es bis jetzt hatte geſchehen können, zu ſehen. Man gab „Monaldeschi". Das Stück ſelbſt iſt voll Wirkung, und meiner Anſicht nach das Beſte, das aus der Feder Laube's hervorgegangen. Es erinnert an die franzöſiſche Gattung, und namentlich iſt die Keckheit, mit welcher die Thatſachen behandelt werden, Scribe abgeborgt, doch

erreicht sie nicht die schaamlose Effronterie des französischen Musters. Sie nimmt nur so viel von ihr, als es nöthig ist, um den Deutschen zu zeigen, daß man auch in unserer Sprache so dichten kann. Eingebürgert bei uns hat sich bekanntlich diese Gattung nicht. Für einen Charakter, wie ihn uns die Geschichte von der Königin Christine gibt, paßt sich diese — ich möchte sagen, epigrammatische Behandlung des Stoffes gut. Es liegt Jugend und Frische, Uebermuth und rascher Entschluß in diesen kurzen Sätzen, in diesem springenden Dialog. Nur muß für die breit angelegten, gehäbigen Naturen dann eine andere Ausdrucksweise eintreten. Gespielt wurde wiederum gut; die Kostüme trefflich, die Dekorationen dem engen Raume der Bühne geschmackvoll angepaßt. Herr Dawison gab die Rolle des Monaldeschi; ich glaube nicht, daß er für Liebhaberrollen verwendbar ist, ebensowenig wie Seidelmann es war; doch war auch hier, wie immer, sein Spiel ein höchst eigenthümliches und durchdachtes. Frau Rettich gab eine Christine, wie wir sie uns denken können, ohne der Ueber-

lieferung vor den Kopf zu ſtoßen. Sie war rauh, ſtolz, hochfahrend, mit ſcharfem Hohne ſpottend, und ganz die „unerträgliche Frau“, von der Voltaire ſagt, daß Niemand es ihr recht machen konnte, und die mit ſich und der Welt in ſtetem Kampfe ſich befand. Da die Künſtlerin zum Glück ſo gar nichts von dem an ſich hatte, was man gewöhnlich an den Theaterköniginnen findet, ſo that es mir leid, in ihrem Coſtüme ſo unnützen Flitter verwendet zu ſehen. Königinnen, die ſo gut wie Frau Rettich wiſſen Königinnen zu ſein, brauchen ſich nicht ewig mit dem „rothen Fetzen“ zu ſchleppen. Namentlich gleich beim Beginn des Stückes, wo ausdrücklich geſagt wird, daß man ſich in den Schlaf- und Arbeitsgemächern der Königin befinde, iſt die große Toilette, die Sammtrobe — ſtörend. Im allereinfachſten Kleide imponirt die Größe am mächtigſten. Wo der Hermelin nachhelfen muß, da iſt's ſchon ſchlimm beſtellt mit den Königen in der Welt, wie bei den Königen auf der Bühne.

Ich gehe jetzt zu den Gemälden über. Es kann nicht der Zweck dieſer Blätter ſein, etwas

Ausführliches und Erschöpfendes über die hiesigen Sammlungen zu sprechen. Man findet dies zur Genüge anderswo. Die Gallerie des Belvedere ist so berühmt, und man kann hinzusetzen, so bekannt, daß man die detaillirtesten Beschreibungen einzelner Gemälde von Ruf finden kann, wenn man dessen bedarf. Auch verändern sich Gemälde nicht. Der Zweck dieser Blätter ist das zu geben, was gerade heute ist, und morgen vielleicht nicht mehr ist; wenigstens nicht so mehr ist, wie es gestern war. Wir leben in einer Zeit wo man „daguerrotypiren" muß. Es fällt ein Sonnenstrahl gerade günstig auf den Gegenstand; schnell die Kopiermaschine gestellt, und rasch — in der Bewegung der Straße — steht das Bild da. Das Interesse des Bildes das auf diese Weise gewonnen worden, ist, daß tausend kleine Zufälligkeiten mit aufgefaßt sind, daß überall „kleines Leben" mit unterläuft, und ein so wunderliches, oder so reizendes Durcheinander entsteht, daß man die Straße, den Platz selbst zu sehen glaubt. Um Kunstwerke zu würdigen, muß man sich in deren Anschauen ver-

tiefen, man muß Monate ihnen allein, ihrem Entſtehen, ihrer Vollendung widmen. Denn die Achtung, die jeder wahren und tiefen Schöpfung des menſchlichen Geiſtes gebührt, geſtattet nicht, daß man leichtſinnig anſchaue und leichtſinnig urtheile. Darum haben die paar Worte, die hier über Gemälde Platz finden, nur den rein individuellen Zweck, auf einige Lieblingsmaler des Schreibers dieſer Zeilen in flüchtiger Andeutung aufmerkſam zu machen.

Ich will bekennen, daß ich eine unbegrenzte Zuneigung zu Rubens habe, daß dieſe Neigung gleichſam mit mir groß gewachſen iſt, und immer mehr wächſt, je mehr ich Gelegenheit finde meinem Liebling in ſeinem ganzen Reichthume nachzugehn. Welch' ein Leben das! Welch' ein Wirken! dabei die ewigen Reiſen, die diplomatiſchen Miſſionen, die Liebeshändel, und nichts von allen dem, wovon ſchon ein achtel Theil eine ſchon ziemlich robuſte Natur unſere Tage rein aufzehren würde, ſchlägt unſern Mann nieder. Er hat dabei Zeit, eine ganze Welt voll Bilder zu malen. Und wie malt er! immer iſt er mit

ganzer Seele dabei, nie Tradition, lumpige Angewöhnung, klägliches Ueberkommen fremder Ideen — sondern er ist immer er selbst, immer der zauberhaft kräftige Mann, der über jegliche Sinnenerscheinung gebietet. Freilich Sinnenerscheinung, mit den Sinnen hat er es zu thun. Von Durchgeistigung ist wenig zu finden, doch sinkt er auch nie zu dem bloß Fleischlichen herab, wie sein College Jordaens, dieser Rubens ohne Schwung, dieser Rubens ohne Poesie. Das Belvedere besitzt bekanntlich eine herrliche Sammlung von Rubens; und manchen Vormittag, wenn es mir Noth that, nach diesem ewigen Wechsel luxuriöser Feste Sammlung und Ruhe zu gewinnen, so bin ich hiehergekommen und habe im Rubenssaale mir von der Größe und Herrlichkeit der entschwundenen Tage erzählen lassen. Die sentimentalen Liebhaber der Malerei, die schwächlichen Verehrer des Carlo Dolce und seiner Genossen finden Rubens roh. Freilich nimmt er nirgends ein Blatt vor den Mund, aber roh ist er nicht. Es ist überall Poesie — nur freilich keine, die für Pensionsanstalten maßgebend ist,

und die von ausgedorrten Professoren verstanden wird. An Rubens kann man recht sehen, wie tief unsere Maler in dem Kleinlichen, Pumplichen, Winzigen befangen sind; wie sie nichts mehr wagen der Leinwand anzuvertrauen, als was eine sektische prüde Dame in ihrem Salon an die Wand hängen mag. Anders dachte Freund Rubens, anders seine Zeit. Die Schönheit der unenthüllten Formen betrachtete damals jeder Künstler als sein unbestreitbares Eigenthum.

Drei Bilder des Rubens hab ich mit Freude begrüßt, ich wußte, daß ich sie hier finden würde. Zuerst das herrliche Bildniß der Anna von Oestreich, der Gemahlin Ludwig XIII. Dies ist ein Kopf, aus dem man Geschichte studieren kann. Und wie gemalt! Man hat Rubens vorgeworfen, daß er in seinen Porträitköpfen nicht genug individualisire; dieses Bild führt den Gegenbeweis; hier ist nichts von Manier in Färbung und Auffassung zu entdecken, außer man müßte denn tadeln, daß Rubens eben überall und immer Rubens ist. Aus der kränklich verkümmerten Anschauung eines Hemeling oder Cronach würde

freilich ein anderes Portrait hervorgegangen sein. Rubens faßte aus dem Vollen und Ganzen seine Bilder auf, er schreckte vor keiner markigen Fülle des Lebens zurück, und nahm Glanz des Auges, Fülle der Form der Natur gleichsam aus erster Hand ab; anstatt daß Andere sich mühen, durch Abstraktion, durch Vermittelung, durch Vergleichung ihr Original bis zu einem Grade bloßer Kränklichkeit abzuschwächen, daß endlich nur der Schatten eines Schatten übrig bleibt. An dem eben besprochenen Portrait finde ich an der linken Schulter eine Retouche angebracht, die offenbar störend wirkt. Sollte dieses neuerdings geschehen sein? Ich finde nichts hierüber im Kataloge und in andern Nachweisungen anbemerkt. Das zweite Bild, in welchem ich meinen Liebling in seinem unvergleichlichen Humor wiedererkannte, ist die allegorische Zusammenstellung der vier Welttheile durch die Flußgötter ihrer Hauptströme. Man kann nicht feiner und genialer die Poesie der grotesken Götterwelt behandelt sehen. Unter einem Zelte findet sich die gemüthlichste Gesellschaft, anscheinend in der besten Laune, beisam-

men. Da ist der prächtige alte Danubius, ein Flußgott, der ein gutes Glas Wein liebt, auch wohl hier und da einer hübschen Nymphe in die Wangen kneipt, aber dennoch auf Reputation hält, und den „guten, ehrlichen Deutschen“ spielt. Er hält sein Steuerruder in der Hand und scheint „holt bissel a Rausch zu han“. Neben ihm sitzt sein Kollege, der Nil, schon ein viel ungenirterer Geselle. Die Sitten des Herrn Nilus sind nicht die besten; wir sehen ihn eine hübsche Mohrin im Arme halten. Die Unterhaltung des alten Heiden mit seinem schwarzen Schätzchen ist so lebhaft, daß er darüber vergißt, das Ungeziefer seines Flußbettes zu hüten; ein Krokodil spazieret frank und frei umher, und drei Genien, wahrscheinlich kleine Polizeigeister des Nils, geben sich Mühe, die Bestie einzufangen. In der Mitte des Bildes macht sich der Herr Maranhon breit, und hält mit großer Selbstgefälligkeit eine Cocusnuß in der Hand. Sowohl der Herr Nil als der Herr Danubius scheinen dem fremden Patron seine trockene Nuß zu gönnen. Der Vierte im Bunde ist der uralte Poet, der mysteriöse Herr

Ganges. Man sieht es ihm an, er ist bei der Versammlung erschienen, weil sein hoher Rang ihm es gebot, allein wohl fühlt er sich eigentlich nicht ganz in dieser Gesellschaft. Er liebt nicht den Trunk wie der Deutsche, er liebt nicht die Mädchen wie der Afrikaner, auch von Cocusnüssen ist er kein Freund — er heißt der heilige Ganges, und sein größter Genuß besteht darin, sich in den kolossalen Kelch einer Lotosblume zu setzen, und sich Jahrtausende lang von den stillen Wellen seines herrlichen Flusses wiegen zu lassen. Da er dies nun hier nicht thun kann, so hat er wenigstens ein schönes Tigerweibchen mitgebracht, und scheint sich an dem glatten Fell und dem muntern Aussehen des Thieres zu laben. — Man muß dieses Bild sehen — beschreiben läßt's sich nur unvollkommen — und man wird eingestehen, welche eine Fülle gesunder Poesie, lachender Gutmüthigkeit, kräftigen Spasses beim Vater Rubens zu finden ist. Und dies ist nur eines von den vielen glücklichen Behandlungen der alten Fabel und Götterwelt, in deren Auffassung unser Freund Meister war. Man könnte eine Mythologie her-

ausgeben, und sie ganz mit Rubens'schen Bildern ausstatten. Es gibt fast keine muthwillige, schöne und erhabene Mythe, die er nicht behandelt, und alle in der übersprudelnden Fülle eines gesunden, sinnlichen Humors.

Das dritte Bild, das ich hier aus der großen Menge seiner Schöpfungen herausheben will, ist wegen des Reichthums seiner Gruppirung, der Lebendigkeit der Handlung, der meisterhaften Haltung der Hauptfigur merkwürdig. Es ist ein Altarblatt mit nicht weniger als fünfundvierzig Figuren über Lebensgröße und stellt den heiligen Franz Xaver vor, wie er in Indien predigt, und Wunder verrichtet. Der Schauplatz stellt einen beengten Raum dar, bedeckt mit den Resten eines in Trümmer sinkenden heidnischen Tempels. Auf einem vorspringenden Säulengestell, scharf sich gegen den Himmel abzeichnend, erhebt sich die schlanke Gestalt des Heiligen, in schwarzem Priesterrock, und so unbeweglich hingestellt, daß diese fast statuenhafte Starrheit auf das glücklichste kontrastirt gegen die bewegte Umgebung rund um ihn her. Er wirft Worte der Begeisterung in

die Hörerschaar hinab, und alsobald sieht man auch schon im Hintergrunde die Menge Hand anlegen um die Götzenbilder aus ihren Nischen zu stürzen. Alles ist Leben, alles Bewegung in diesem Bilde — nur der Heilige steht unerschüttert, unbewegt. Er ist der Fels aus dessen Brust der Quell des Lebens strömt. Wenn man dieses großartige Bild lange angeschaut hat, bleibt Einem in der Seele der Eindruck zurück, als wäre man bei einem wundersamen Ereigniß zugegen gewesen; man erinnert sich der Personen, die man dabei erblickt, der Umstände, die sich bei dieser Gelegenheit zugetragen. Wie viel fehlt daß unsere modernen Bilder eine ähnliche Nachwirkung üben. Ich wüßte nur das bekannte geniale Bild De Biefe's das ähnlich auf mich gewirkt. Aber De Biefe ist auch ein würdiger Genosse Rubens und Van Dyck's.

Ich muß mich von dem Kunsttempel des Belvedere losreißen, ohne mit einem Worte seiner übrigen, zahllosen Schätze zu erwähnen. Schon wegen des schon Gesagten muß ich den Leser um Verzeihung bitten, da er unmöglich in

einem „Faſching in Wien“ eine Lobrede auf Rubens erwartet hat. Ich ſage auch nichts von den übrigen Sammlungen Wien's, die ich faſt alle — ſehr viele ſind als Privatſammlungen in den untern Klaſſen der Geſellſchaft vertheilt: ſo ſprach man mir von einer trefflichen Sammlung neuerer Gemälde, die ein hieſiger Tiſchlermeiſter beſitzt — mit großer Freude geſehen. Dieſe Blätter ſind der lebenden Welt, den lebenden Erſcheinungen, gewidmet. Nur — ehe ich aus dem prachtvollen Saale des Belvedere ſcheide, der im ſchönſten Roccocoſtyl gebaut und vortrefflich erhalten iſt — will ich an einer Skulptur, die die Apotheoſe des Prinzen Eugen von Savoyen darſtellt, einen feinen charakteriſtiſchen Zug, der von der zarten Auffaſſungsgabe des Künſtlers kund gibt, berühren. Der Prinz wird von Genien in den Himmel getragen, der Ruhm ſtößt in die Trompete um das Lob des Helden der ſtaunenden Welt zu verkünden, der Geprieſene bemüht ſich jedoch den Schall der Trompete durch die vorgehaltene Hand zu dämpfen. Kann man feiner loben? Bei allen Apo-

theoſen, die ich — in gutem und ſchlechtem Marmor, in Gips und Bronze — geſehen habe, laſſen die Helden die gute Fama nach Herzensluſt trompeten, je lauter, je beſſer. Oft ſind ſogar drei bis vier Trompeten im Zuge. Hier iſt ein Held, der ſich — mit einer faſt ſchüchternen Bewegung der Hand — das allzulaute Lob verbittet. Dieſer einzige feine Zug des Schmeichlers in Marmor ſagt mehr als hundert überladene Embleme und weitgeſuchte Allegorien. Ich glaube nicht, daß Eugen von Savoyen im Leben ſo beſcheiden dachte, die Geſchichte wenigſtens gibt keinen Zug aus ſeinem Leben an, der auf dieſe Spur leitete, jedenfalls aber hat der Künſtler ihn hiedurch ſeiner Apotheoſe würdig gemacht.

Schluß.

Während ich den Vorhang fallen ſehe über das bewegte bunte Gemälde, das ſich im Raume weniger Wochen, an meinem Blicke entwickelt hat, kann ich nicht ſcheiden, ohne nochmals des Gefühls mir bewußt zu ſein, wie mächtig Wien mir imponirt hat. Dennoch aber geſtehe ich eben ſo offen, daß ich hier nicht meinen bleibenden Wohnort aufſchlagen möchte. Das Leben hier bietet zu viele fremdartige und einem Nordländer wenig zuſagende Elemente. Ich komme darauf zurück, daß der Mangel des geiſtigen Hin- und Herfluthens der Gedanken und Geſprächsſtoffe ſchon etwas iſt, was man auf die Länge nicht erträgt. Oder, wenn man's erträgt, begiebt man

sich nach und nach in dieselbe Apathie und läßt die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. Hierin mag denn auch der Grund liegen, warum den Fremden schon nach wenigen Wochen, mitten in den Genüssen einer feinen und glänzenden Gesellschaft eine gewisse Sattheit ergreift, deren Quelle, wenn man den obigen Grund nicht annehmen wollte, sonst nicht gut zu ermitteln wäre. Dieser vornehme Adel hat sich zu sehr in dinastischen Familien-Interessen abgesperrt, als daß er den Wunsch fühlte außerhalb der Kreise, die er um sich gezogen, auf Entdeckung und Berührungen mit der übrigen Welt auszugehen; und diese untern Klassen bieten dem Auge des Fremden nur das Bild einertheils stumpfen Apathie, anderntheils eines gutmüthigen, aber unleidlichen Sichgehenlassens. Die Mittelstufen der Gesellschaft, das reichgewordene Geschäft, die Arbeitsklasse, der bureaukratische Betrieb sind wie überall anderswo, aber sie sind nicht wie überall anderswo dem frischen, offenen Lebensverkehr zugewendet. Wien ist und bleibt abgeschlossen mit seinen Größen und seinen Wundern durch

eine Mauer von dem übrigen Deutschland nicht allein, denn es wäre erklärlich, wenn man weiß, wie wenig Deutschland Deutschland kennt und kennen lernen will, aber auch von dem übrigen civilisirten Europa getrennt. Ein Wort, das man alle Tage in Wien hören kann ist: „Ich werde nach Deutschland reisen.“ „Ich hole Briefe aus dem Ausland“ (damit meint man das übrige Deutschland). Wien kann nur durch einen ungeheuren politischen Erdstoß in die Mitte Deutschlands geschleudert werden, dann wäre aber auch keine würdigere Kaiserstadt, in deren Centrum alle historischen Fäden oder Landes- und Reichsgeschichten zusammenliefen, zu finden. Was hat Wien erlebt? Es ist die Aeltermutter aller deutschen Residenzen.

Uebrigens muß sich Jeder, der über das gegenwärtige Wien ein Urtheil fällen will, der höchsten Vorsicht befleißigen. Auch ich will, in dieser flüchtigen Skizze, die ich hier der Nachsicht des Lesers biete, gerne bekennen, daß ich so manches Urtheil zurückgehalten habe, in gerechtem Zweifel ob es einem Fremden gelingen werde

nach dem Anſchein der Oberfläche auf die Erſcheinung der „Tiefe“ zu ſchließen. Wien befand ſich, und befindet ſich noch in einer Kriſis. Die Hauptſtadt eines Ländercomplexes, der die verſchiedenartigſten Intereſſen vereinigen ſoll, muß wohl, wenn man die Geſchichte unſerer nächſten Vergangenheit durchblättert hat, in einem Stadium ſich befinden, das, wenn es äußerlich auch Ruhe ſcheint, doch innerlich es unmöglich ſein kann. Das alte Oeſtreich, das alte Wien — wieviel exiſtirt noch davon? Wollen wir die erſten Decennien der zweiten Jahrhunderthälfte abwarten, um dann zu ſehen, wie ſich hier die noch im wilden Strudel umtreibenden Elemente feſtgeſetzt und geſtellt haben werden. Vielleicht iſt es Oeſtreich vorbehalten das „Spiel mit Conſtitutionen“ unſere Tage dadurch zu endigen, daß es eines ſchönen Tages mit einer wahrhaft deutſchen — auf deutſche Inſtitutionen begründeten — Conſtitution hervortritt? Keine franzöſiſche Schablone — auch keine belgiſche Nachäffung, auch ſelbſt keine engliſche Imitation; obgleich nach dieſer Seite hin neigend. Denn mit einem

so imponirenden, im Volke wurzelnden, durch seinen Grundbesitz mächtigen Adel, welch eine herrliche Pairskammer ließe sich da gründen!

Um diese Blätter, die den Namen des Faschings tragen, auch mit einem Faschings-Mährlein zu schließen, gebe ich hier dem Leser eine der vielen eigenthümlichen Sagen, die hier wie kleine Nachtschmetterlinge fast jedes alte Haus, jede dunkle enge Gasse umschwärmen. Ich habe bereits bemerkt, daß fast jeder Kaufladen seine eigene Benennung hat, daß man zur „Erzherzogin Sophie" zur „weißen Rose" zur „blauen Taube" zur „goldenen Kugel" zum „wilden Mann" seine Einkäufe machen kann; doch diese Liebhaberei zu Bezeichnungen geht noch weiter und erstreckt sich auch auf Straßen und Plätze. Ein Fremder, der gewohnt ist an die prosaische Bezeichnungsweise durch Nummern und Lettern der Straßen, kann sich in diesem bunten poetischen Durcheinander kaum finden. Sehr oft wenn ich

nach dem Hauſe dieſes oder jenes Bekannten fragte, hörte ich die Antwort: „Sie können gar nicht fehlen er wohnt im „Küßdenpfennig“ oder „ſie finden ihn in der Blutgaſſe“ „er wohnt in der Himmelpfortgaſſe.“ Und thut man dann verwundert über dieſe Namen, nnd weiß nicht Beſcheid, ſo kann ein eingeborner Wiener wohl ganz böſe werden und er ruft lebhaft aus: „Aber wie kann man nun das nicht wiſſen! das weiß ja jedes Kind!“ — Dieſe Bezeichnungen gründen ſich alle mehr oder weniger auf alte Haus- und Straßenſagen. Der „Stock im Eiſen“ iſt allgemein bekannt. Man kann dieſen — jammervoll durch Millionen eingeſchlagene Nägel gemordeten kleinen Baumſtamm noch ſehen. Der Wald um Wien herum erſtreckte ſich bis hieher, und dieſer Baum iſt buchſtäblich der „Letzte ſeines Geſchlechts.“ Einſt grünte auch er, und es rauſchte in ſeinen Zweigen — wo ſind die Zeiten hin! der in Eiſen verwandelte Baumſtamm iſt mit einer ſtarken Spange, an dem ein Schloß befeſtigt, in die Mauerblende gefeſſelt. Den Schlüſſel zu dieſem Schloß ſoll der Teufel in eigener hoher Perſon

gearbeitet, und dann mit sich in die Lüfte fortgenommen haben. Einst, so spricht die Sage, wird man den Schlüssel auf dem Grunde der Donau finden, man wird das magische Schloß des Stocks im Eisen aufschließen; dann aber wird auch Wien's letzte Stunde geschlagen haben.

Um wieder auf die seltsamen Straßenbezeichnungen zu kommen, so wurde mir eine darunter besonders auffällig. Mein Gang führte mich oft in eine Straße, die „Stoß im Himmel" heißt. Stoß im Himmel! rufe ich; was heißt das? Wird Jemand im Himmel gestoßen oder in den Himmel hinaufgestoßen? Allemal wenn ich in diese misteriöse Gasse einbog, beschäftigte mich dieser seltsame Name. Die Straße ist nicht lang, sie enthält nur wenige Häuser, und diese Häuser bieten nichts Auffallendes dar. Gewiß aber haben sie einst — oder eines unter ihnen — etwas Sagenhaftes enthalten. Ich forschte so lange, bis endlich meine Neugierde befriedigt wurde. Ein alter Mann, der einen kleinen Laden in der Nähe hatte, wußte sich noch zu erinnern, daß eines der Häuser dieser Straße vor langen

Jahren mit einem in Stein gehauenen Schilde verſehen war, und auf dieſer Steintafel war eine Frau dargeſtellt geweſen, die ſich in die Lüfte erhob, jedoch von einer Geſtalt mit einem Pferdefuß und Hörnern auf dem Kopfe, zurückgehalten wurde. Die Steintafel war ſchon lange fort, das Haus an dem ſie befeſtigt geweſen hatte ſchon öfters ſeinen Beſitzer gewechſelt, und war gänzlich renovirt worden. Mein Krämer hatte jedoch beharrliche Nachforſchungen angeſtellt, und dieſe mit den Notizen zuſammengeſtellt, die ihm ſein Vater über das räthſelhafte Haus hinterlaſſen, gaben ein ziemlich vollſtändiges Bild der Sage. Ich will verſuchen ſie hier meinen Leſern wiederzugeben.

Vor vielen, vielen Jahren — in grauer Vorzeit, lebte in Wien eine hochmüthige und äußerſt eitle Frau. Sie trieb einen unerhörten Luxus mit Kleidern und ſchönen Stoffen. Den ganzen Tag über ſaß ſie am Spiegel; verſäumte die Geſchäfte ihres Haushaltes und verſäumte vor Allem das Kirchengehen und die Meſſe. Tag und Nacht ſann ſie auf nichts, als wie ſie

ihre Mitbürgerinnen an Putz und Flitter übertreffen möge. Ihr Hochmuth wuchs in dem Grade, wie ihre Verschwendung ihren Säckel leerte. Eines Tages ging sie an dem Bilde der allerheiligsten Mutter Gottes vorüber, und ihr sträflicher Leichtsinn erstieg eine solche Höhe, daß sie über das einfache Gewand Maria's spottete und die Himmelskönigin aufforderte mit ihr in Kleiderpracht zu wetteifern. Dieser entsetzliche Hochmuth schrie zum Himmel und die heilige Jungfrau wendete ihr Antlitz ab von der tiefgefallenen Tochter Eva's. In der Nacht, die hierauf folgte, erreichte die Gottlose die Strafe für ihr Verbrechen. Es klopfte um die zwölfte Stunde ein später Gast an die Thür der Frau. Sie öffnete und eine Bettlerin stand vor ihr. Hartherzig, wie die eitle Frau war, schalt sie die in Lumpen Gehüllte, und wollte sie von ihrer Schwelle treiben. Allein die Alte war nicht zu entfernen; sie erhob ihren Krückenstock, und ihn wie ein Szepter handhabend, sprach sie mit dem Stolz und der Würde einer Königin: „Armselige! Du bist eine Bettlerin! Was wollen die

Lumpen ſagen, die ich dort in Deinen geöffneten Schränken angehäuft ſehe! Laß einmal meine Schätze Dir zeigen! Ich komme her um Dir ein koſtbares Gewand anzubieten, ſo ſchön wie keine Königin es jemals getragen. Willſt du es haben?“

Die eitle Frau wurde böſe als ſie die Bettlerin ſo ſprechen hörte. „Unverſchämte!“ rief ſie, „geht man ſo gekleidet, wenn man Prachtgewänder in Beſitz hat? Fort aus meinem Hauſe, Lügnerin!“

Die Alte lächelte. Aus einem ſchmutzigen Deckelkorb, den ſie am Arme hielt brachte ſie ein in Gold und Sammt flimmerndes Gewand hervor, und breitete es vor den erſtaunten Blicken der Dame aus. Aber nicht genug mit dieſem Kleide, es folgte noch ein Schleier, in deſſen feines Gewebe die Sterne des Himmels ſelbſt eingeſchloſſen zu ſein ſchienen, ſo funkelte der Glanz des prachtvollen Flors. Um den Anzug zu vollenden, lagen noch ein Gürtel, eine Haube und ein paar Schuhe im Korbe — alles zuſammen den Glanz der Garderobe einer Fürſtin

weit übertreffend. — Als die eitle Dame dies sah, fiel sie der alten Frau zu Füßen, umschloß die in Lumpen gehüllten Kniee, und beschwor sie ihr das Gewand zu überlassen, sie wolle dafür geben, was sie habe.

Die Alte richtete einen finstern, forschenden Blick auf die Kniende, und sagte dann dumpf: „Was Du noch hast, mein Kind? Aber Du hast nichts mehr. Du hast Dein Gut vergeudet.“

„Es ist wahr!“ entgegnete erschreckt die Eitle. „Doch will ich Alles, was ich besitze zu Gold machen, und Dir geben. Das Kleid muß mein sein.“

„Ich will Dir einen Vorschlag machen,“ hub die Alte an. „Mir liegt an Deinem Golde wenig; ich habe dessen selbst genug. Ich will Dir das Kleid borgen auf drei Tage und drei Nächte, und Du gibst mir als Lohn das, was in der dritten Mitternacht von dem Kleide bedeckt sein wird. Die eitle Dame, die den Sinn der Worte anfangs nicht recht verstand, und überdies glaubte, die Alte rede irrsinnig, versprach Alles, was verlangt wurde; die Bettlerin ließ ihr das Kleid.

Nun prunkte die Dame drei Tage und drei Nächte in dieſem koſtbaren Anzuge, um den ſie Fürſtinnen und große Damen beneideten. Niemand wußte, wo ein ſo herrlicher Stoff, ein ſo unvergleichliches Gewebe hergekommen. Man fand in keinem Kaufladen ſolchen Sammt, ſolchen Atlas, ſolche Stickerei.

Als die Mitternachtsſtunde der dritten Nacht herankam, ſaß die Frau und ſann darüber nach, was die Alte eigentlich mit ihrer Forderung gewollt. Je länger ſie ſann, deſto unheimlicher wurde ihr zu Sinn. Es ſtiegen ihr allerlei finſtre Beſorgniſſe und ſchreckbare Gebilde auf. Der Urſprung ihres Kleides wurde ihr klar; es war keine irdiſche Macht, die es ihr gegeben. Jetzt faßte ſie Entſetzen; ſie eilte, das hölliſche Gewand ſo ſchnell als möglich von ihrem Leibe zu bekommen. Allein dies war nicht möglich zu vollführen. Sie war allein und konnte das Gewand, das wie angegoſſen an dem Leibe ſaß, nicht herabbringen. Sie mühte ſich und verſuchte endlich es in Fetzen herabzureißen. Unmöglich! der Stoff — in der Hölle gewebt —

ſpottete jedes Verſuchs — es zu trennen. Dabei kam immer näher die Stunde der Mitternacht heran. Die Unglückliche rannte in ihrem Zimmer wie ſinnlos auf und ab, wie eine Königin geputzt, aber jammernd wie eine Bettlerin. Es ſchlug zwölf, und der unerbittliche Finger klopfte an die Thür.

Das Entſetzen der Hölle befiel die Arme, als ſie die zerlumpte Alte eintreten ſah. „Ach, mein Schätzchen!“ rief dieſe. „Du haſt mir zum Lohne verſprochen, was um dieſe Stunde von meinem Kleide bedeckt ſein wird. Du biſt es ſelbſt, mein Kind! und ſomit biſt Du mein.“

Die Alte verwandelte ſich in den Teufel.

Das Kleid wurde verwandelt: der rothe Sammet wurde Blut, die Goldſtickerei zu Feuer, das Silber der Sterne züngelte herab und herauf als feines Schwefellicht — ſo brannten und kniſterten die hölliſchen Flammen um den Körper der in ihrer ewigen Noth Ringenden. Schon ſtreckte die hölliſche Geſtalt ihre Klaue nach der Verlornen aus, als — ein kräftiger Stoß — ſie ihm entrückte. Das brennende Kleid fiel ab, und

in einem weißen Gewande wurde die Sünderin — die in ihrer letzten Stunde sich Bekehrende — zum Himmel gehoben. Die heilige Barbara rettete sie. Das Kreuzchen und das Bild dieser Heiligen ruhte unter dem hölliſchen Gewande auf der Bruſt der Sünderin; es hätte demnach auch dem Fürſten der Finſterniß gehören müſſen. Dieſes Bild ihrer Schutzheiligen rettete die eitle Frau. Die heilige Barbara gab ihrer Schutzbefohlenen gleichſam „einen Stoß in den Himmel“. Die eitle Frau that nun Buße, ging in ein Kloſter, und wurde, nachdem ſie ein muſterhaftes Leben geführt, und aller Eitelkeit entſagt, in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen.

Zum Andenken dieſer Begebenheit, und den „eitlen Wienerinnen“, deren Zahl nicht ganz klein ſein ſoll, wie man verſichert, zu Nutz und Frommen, wurde das Bild in Stein gehauen, und die Gaſſe „Stoß in den Himmel“ genannt, woraus der Kürze wegen „Stoß im Himmel“ wurde.

STANFORD LIBRARIES

DB 851 .U5 C.1
Ein Fasching in Wien.
Stanford University Libraries
3 6105 037 476 467

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.